

Haiderosen

Unterhaltungsbeilage zur „Westdeutschen Volkszeitung.“

Verantwortlicher Redacteur: P. Bouvet in Hagen.

Druck und Verlag von J. F. S. Angel in Hagen.

Maria, sei gegrüßt.

Gleichwie die gold'ne Sonne
Verjagt die dunkle Nacht,
So hast du, Gnadenvolle,
Der Welt das Licht gebracht.
Denn, wenn die Morgenröthe
Die Erde mild umfließt,
Sprich ich aus ganzen Herzen:
„Maria, sei gegrüßt!“

Und wie des Tages Frühling
Am Mittag glänzt so hehr,
So strahlst auch du, Maria,
In einem Tugendmeer.
Denn, wenn der Strahlen Fülle
Die Erde rings umgibt,
Sprich ich aus ganzen Herzen:
„Maria, sei gegrüßt!“

Und wie die Sonne sinket
So glänzend, still und rein,
So gingst du, Maria,
Zum ew'gen Leben ein.
Denn, wenn der stille Abend
Herabgeliegen ist,
Sprich ich aus ganzen Herzen:
„Maria, sei gegrüßt!“

Und wenn zum letzten Male
Für mich die Sonne sinkt,
Wenn mir vom alten Thurne
Das letzte „Ave“ klingt,
Dann will zu ihr ich rufen,
Die alles Leid verflucht:
„O du, des Himmels Pforte,
Maria, sei gegrüßt!“

Wilhelm Donner.

Aus dem Leben — für das Leben.

Ganzlose Plaudereien von Zenobius Freundlich.
„Sage mir mit wem du umgehst, und ich sage dir wer du bist“, lautet ein altes deutsches Sprichwort, das nur allzu sehr seine Berechtigung hat. Nichts übt auf den Menschen soviel Einfluß aus wie das Wort und der persönliche Verkehr. Gute Erziehung braver Eltern, frommer Priester und tüchtiger Lehrer sind oft schon gescheitert bei jungen Burken, weil diese den leichtfertigen Worten verdorbenen Kameraden zugänglich waren und Verkehr mit loser Gesellschaft pflegten. Das ist eine so bekannte Tatsache, daß es überflüssig wäre, darauf hinzuweisen, wenn eine wohlgemeinte Warnung oft genug ausgesprochen werden könnte. Seit die Buchdruckerkunst so großartige Fortschritte gemacht hat, ist ein neuer Verkehrsgenosse entstanden, es ist allerdings nur derselbe Geselle in andere Gestalt. Ich meine die Presse, die Bücher. In ihnen sind die Gedanken in Form der Zeichen wiedergegeben. Das Lesen hat dadurch einen ganz ungeheuren Umfang angenommen. In den Kultivierten Ländern lernt schon das Kind lesen und mit dem Alter entwickelt sich diese Kunst derart, daß viele Menschen von einer reinen Lesewuth befallen sind. Die Presse und die Literatur sind, wie man zu sagen pflegt, Allgemein gut geworden, Gesellen, welche tagaus tagein mit den Menschen verkehren. Hieraus hat man in der neuern Zeit auch das Sprichwort gemacht:

Sage mir, was du liest und ich sage dir, wer du bist.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Lesen von einem mindestens ebenso großen Einfluß auf die Charakterbildung, das Wohl und Wehe der Menschen ist, wie der persönliche Verkehr. Ja es ist sogar noch weit wichtiger. Im persönlichen Verkehr gibt es doch weit mehr Rücksicht und Schamhaftigkeit als in dem Buche. Hier schreibt der Verfasser wohnöglich, ohne daß jemand ihn als solchen kennt, er kann deswegen den gemeinsten und niederträchtigsten Gedanken Ausdruck geben. Und der Leser kann im schönsten Salon die unsäglichsten Dinge lesen, ohne daß jemand eine Ahnung davon hat. Der persönliche Verkehr ist dagegen immer mehr oder minder offenkundig. Wie gute Blätter und Bücher bilden und unterhalten, so zerstören schlechte jede bessere Herzenseigenschaft, reizen und stärken die Leidenschaft und das Gerede — Verbrechen und Laster. Es kann nie oft genug gerade auf den verheerenden Einfluß der schlechten Presse und Bücher hingewiesen werden. Eltern, welche ihre Söhne und Töchter in dieser Hinsicht nicht überwachen, laden eine furchtbare Verantwortung auf sich. Aber wie traurig sieht es in dieser Hinsicht aus! Man schaue sich nur manchmal die Unterhaltungsblätter in den Familien an. Statt eines christlichen Unterhaltungsblattes und eines sittenreinen Romans liegt allerlei leichte Waare auf den heranwachsenden Söhnen und Töchtern ganz offen zugänglich. Mit den Büchern verhält es sich, wie mit den scharfen Genußmitteln, immer härter, immer pikanter müssen sie werden, sonst genügen sie nicht mehr. Leider finden wir heutzutage, daß gerade bei den „besseren“ Töchtern eine förmliche Sucht nach leichtsinnigen Romanen besteht. Das Feuilleton in der Zeitung, welches sich streng jedes Anstößigen enthält, ist nicht interessant; beim Kaffeetrinken sitzt die Carona darüber zu Gericht und erklärt es in Acht und Bann. Entsetzlich langweiliges Zeug, heißt es! Es müßte so ein Bißchen Verbotenes drin vorkommen, Liebesschaften, welche mit den geltenden Anschauungen über Sittlichkeit und Moral, ganz sicher der christlichen Auffassung, in Conflict gerathen. Das „bessere“ Fräulein hat ja doch den ganzen Tag nichts zu thun, und da muß doch wenigstens der Roman dafür Sorge tragen, daß die Phantasie „Anregung“ hat, sonst vergeht die Dame ja vor Langeweile.

Es ist wahrlich kein Vergnügen, sich mit solchen traurigen Zuständen zu befassen; es bleibt aber tief beklagenswerth, daß Töchter in Familien, welche sich christlich nennen, Schriftsteller zu ihren Lieblingen zählen, deren Namen an dieser Stelle zu nennen, ich mich schene. Ja, junge Mädchen schämen sich schließlich nicht, an katholische Zeitungen das Ansuchen zu stellen, die schlüpfrigen Nachwerke solcher Leute zum Abdruck zu bringen. Eltern, wenn Eure Söhne

durch Männergeschichten auf Abwege gerathen Eure Töchter unglückliche Frauen, wenn nichts Schlimmeres, durch die Lektüre sittenloser Romane werden, dann jammert nicht, sondern klagt Euch an. Hiergegen hilft nur ein Mittel, daß heißt Vorbeugen. Verleihen Eure Töchter mit solchen, welche da behaupten, sie ständen nicht auf der Höhe der Bildung, wenn sie nicht mindestens den einen oder andern Roman von anständigen Schriftstellern gelesen, dann verbietet ihnen diesen Umgang. Vor allem aber haltet Euer eignes Haus rein.

Stilles Klagen.

Von B. Ulmer.

Schweige still, du armes Herz,
Daß das laute Klagen,
Suche deinen Gram und Schmerz
Stumm bei dir zu tragen.

Theilnahmslos ist stets die Welt
Für ein fremdes Leiden,
Nimmer fragt sie, was dir fehlt,
Wird dich eher meiden.

Nur wenn günstig dir das Glück,
Tragt sich's reichend weiter,
Jeder schaut nach dir zurück,
Jeder ist dein Reider.

Aber deiner Seele Harm
Darfst du ihr nicht zeigen:
Reich an Leid, an Trost so arm,
Wird sie lieber schweigen.

Trage deshalb still den Schmerz,
Drückt er dich auch nieder:
Blicke hoffend himmelwärts,
Gott erhebt dich wieder!

Der heilige Vincentius von Lerins.

25. Mai.

Der heilige Vincentius wurde in Gallien, den heutigen Frankreich, geboren und bekam eine vortreffliche Erziehung für die Bildung des Herzens sowohl, als des Verstandes. In jungen Jahren widmete er sich dem Soldatenstande und war von Jedermann geschätzt und geliebt. Nach dem er eine Zeit lang, wie er selbst bezeugt, mit den Plündern dieses ungestümen Weltmeeres gestritten, machte er ernstliche Betrachtungen sowohl über das Hinfällige aller irdischen Dinge, als auch über die Gefahren, die ihn umgaben. Er begab sich daher in die Hafen der Religion, oder des Klosterstandes. Seine Absicht war, sich in solchem Stande von dem Joche des Stolzes und der Eitelkeit leichter zu befreien, Gott ein Opfer der christlichen Demuth zu bringen, sich vor den Schiffbrüchen des gegenwärtigen Lebens und vor einer unglücklichen Ewigkeit sicher zu stellen. In diesen Gesinnungen verließ er die Welt und begab sich auf eine der Inseln, die vor Zeiten Lerins genannt wurden, in deren einer das berühmte lerinenische Kloster lag. Da suchte er den Willen Gottes zu erkennen, überlegte die Kürze der gegenwärtigen Zeit, die wie ein schneller Wack vorüberzieht, ohne wieder zu kommen, und faßte den Ent-

schluß, alle Augenblicke wohl anzuwenden, um beim Gerichte Gottes ein günstiges Urtheil zu erhalten. Andererseits sah er auch ein, daß der Glaube der Grund aller christlichen Tugenden ist, und daher ohne diesen keine wahre Ruhe und Glückseligkeit zu hoffen sei. Daher wurde er mit dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, als er sah, welche eine große Menge Ketzer den Schooß der wahren Kirche verlassend und sie zerstückend, überall Fallstricke legte, um die Einfältigen zu hintergehen, ihre Freithümer aus der heiligen Schrift zu unterstützen suchte. Er war zwar durch seinen Gehorsam gegen die katholische Kirche und seine Religionskenntnis vor dem Geiste der Ketzerei hinlänglich sichergestellt; aber ganz anders war es mit vielen wankenden und ewig unterrichteten Gläubigen besessen, zu deren Besten er ein überaus deutliches und gründliches Werk im Jahre 1443 unter dem Namen *Communitorium* oder *Warnung gegen die Ketzerei* schrieb, in welchem er alle Arten von Ketzereien niederzulegen.

Zur Grundregel, nach welcher man alle streitigen Glaubensfragen entscheiden müsse, setzt er den von allen Vätern angenommenen Satz fest, nämlich: „Das ist fürwahr und eigentlich katholisch zu halten, was überall, allzeit und von allen Gläubigen ist geglaubt worden.“ Daraus zeigt er, daß wir ein leichtes Mittel hätten, uns gegen die willkürlichen, von den Ketzern ersonnenen Auslegungen der heiligen Schrift zu verwahren; nämlich die Auslegung nach der Tradition der Kirche, die wie ein Leuchtthurm zur Erkenntnis der Wahrheit führe; daß diese von den Aposteln abstammende Tradition den wahren Sinn der göttlichen Aussprüche entdeckte und daher alle Neuerung in Glaubenssachen ein Zeichen der Ketzerei wäre. Deswegen müsse man sich fleißig hüten, eine neue, bisher unbekannte Lehre anzuhören. Diejenigen, sagt er, die sich einmal unterstanden haben, einen Glaubensartikel anzugreifen, werden bald auch andere angreifen; und was wird aus einer solchen vorgerichteten Reformation folgen? Man wird endlich das ganze Glaubensgebäude niederreißen. Hieran beweist er klar und vortrefflich, daß die Kirche von Gott den Auftrag bekommen habe, die Hinterlage des Glaubens unverletzt zu erhalten. „Die Kirche Christi“, sagt er, „ändert nie etwas daran, nimmt nichts hinweg und setzt nichts hinzu.“ . . . Dahin zielt all ihr Mühen und Streben, daß sie dem, was vor Alters nur angefangen und formlos war, eine bestimmtere und gefälligere Form gebe, und das was einmal bestätigt und bestimmt worden, trenn bewahre. Die Kirche wollte mit ihren Conciliarbeschlüssen nichts Anderes bezwecken, als das nur durch mündliche Uebergabe Ererbte jetzt schriftlich auf die Nachkommen zu verpflanzen; indem sie Gegenstände von umfassender Wichtigkeit in wenige Zeilen zusammenzog und gewöhnlich des besseren Verstehens wegen den alten Sinn des Glaubens durch ein neues Wort bezeichnete.“ Die Ketzerei, sagt er, brüsten sich mit der Schrift, die sie beständig, fast auf allen Blättern ihrer Schriften anführen; sie gleichen hierin den Marktgeschreibern, die beständig ihre Arzneien preisen und empfehlen; wie auch den Giftmischern, die ihre tödlichen Trankchen schöne Namen beilegen; sie folgen dem Vater der Lüge nach, der bei Verführung des Sohnes Gottes die heilige Schrift anführte. Bei entstehenden Zweifeln über den Sinn einer den Glauben betreffenden Schriftstelle müsse man sich an die Auslegung der Väter halten, die in der Gemeinschaft der katholischen Kirche bis an's Ende gelebt haben; was alle, oder fast alle Väter sagen, das ist als unzweifelhaft anzunehmen. Wenn eine streitige Glaubensfrage in einer allgemeinen Kirchenversammlung entschieden ist, so verbietet die Entscheidung allen Glauben und wird unabänderlich. In diesen Grundregeln besteht die schöne und kurze Abhandlung unseres Heiligen, aus welcher man zu allen Zeiten

mächtige Waffen gegen alle Ketzereien herholte; es sind die nämlichen Grundsätze, welche alle Väter der Kirche zu allen Zeiten gelehrt haben.

Dieser gelehrte und überaus demüthige Heilige starb gegen das Jahr 450; seine Reliquien werden zu Verins ehrerbietig aufbewahrt. Sein Name ist in dem römischen Martyrerbuche als eines in Lehre und Heiligkeit ansehnlichen Priesters verzeichnet und muß von zwei anderen Vincenzen, die zu gleicher Zeit zu Marseille gelebt haben, und deren Einer in die halbpylagianischen Freithümer gerathen ist, wohl unterschieden werden.

Ein Osterfest.

Während des Osterfestes im Jahre 1871, jenem besonders für Frankreich so verhängnisvollen Jahre, dessen Feiertage damals alle Trauertage waren, meldete sich eine schon bejahrte Dame, die ganz in Schwarz gekleidet war, deren Wangen eingefallen, deren Augen von Thränen geröthet waren, am Thore des Gefängnisses zu Mazas und bat um die Erlaubnis, den dort gefangenen, so hart geprüften Erzbischof von Paris, Monseigneur Darboy, sprechen zu können. Die Wache, an die sich die Dame wandte, maß sie von Kopf bis zu den Füßen. „Sie wollen den Pfaffen sprechen?“ fragte der Mensch, „Wissen Sie denn nicht, daß dies auf das Strengste verboten ist?“ „Ach ich bitte herzlich.“ „Wer bist Du, Bürgerin?“ „Ich bin eine unglückliche Frau, welcher der hohe Gefangene große Wohlthaten erwiesen hat.“ „Wie heißt Du?“ „Clemence.“ „Mir bekannt!“ „Wollen Sie mir nicht gestatten, den hochw. Herrn zu sprechen?“ „Kein Gedanke davon, — und dabei muß ich dir noch dringend raten, den verhafteten Namen nicht auszusprechen. Man könnte Dich sonst leicht arretieren.“ „Wich? Warum denn?“ „Genug davon! Nach! daß Du fortkommst!“ Du kommst froh sein, daß Du gerade mich hier getroffen hast.“ Die Frau wich langsam einige Schritte zurück, trocknete ihre Thränen, dann kam sie noch einmal auf den Wächter zu. „Wollten Sie denn nicht die Güte haben, den Gefangenen dieses hier zu geben?“ Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, und es ist gar nichts Gefährliches darin. Wenn Sie Kinder haben, so bitte ich Sie bei Ihrer Liebe zu denselben, ihnen Sie mir den Gefallen, ich will auch für Sie beten.“ „Auf dein Gebet, Bürgerin, verzichte ich, — aber laß das Ding mal sein.“ Die Frau zog aus ihrer Tasche ein rotes Ei. „Was soll denn das?“ fragte der Wächter. „Es ist ein Osterfest.“ „Ein Osterfest? Ah, es ist auch wahr, wir haben heute ein Pfaffenfest. Man merkt aber nicht viel davon, nicht wahr, Bürgerin?“ Bei diesen Worten grünte der rothe Mensch höhnisch. Frau Clemence schweig. „Bitte, wollen Sie mir den Gefallen thun und dem Gefangenen dieses Ei geben?“ flüsterte sie noch einmal ängstlich. „Nun, das kann geschehen; ich will es dir zu Gefallen thun, Bürgerin, weil Du so betrübt aussehest.“ Der Wächter nahm das Geschenk für den gefangenen Erzbischof in Empfang, und die Frau hatte sich kaum entfernt, als die Thür rasch und stürmisch geöffnet wurde. Ein Mann in Uniform trat herein, seine Kermel und sein Käppi waren mit Goldbroschen reich verziert. „Was giebt's neues hier?“ rief er im rauhen Tone. „Nichts besonderes, Oberst, als daß man dies hier gebracht hat für den Gefangenen, Namens Darboy.“ „Gut, gebt es mir! Der neugekommene Oberst nahm das Ei und steckte es in seine Tasche.

Am Abend desselben Tages war ein großes Essen in der Vorstadt Saint-Honore, woran besonders die Offiziere der Kommune-Regierung vom 18. März theilnahmen. Diese Volksbeglückter saßen hier bei köstlicher Tafel, die ganz herrlich gedeckt war. Silber und Gold glänzte hier, köstliche Weine perkten, — alles zur Befriedigung des armen Volkes.“ Es war beinahe 10 Uhr und die Tafel dem Ende nahe. Unter den Beschreibern

war auch der schon uniformierte „Oberst“, den wir am Morgen im Speisezimmer des Kerkers zu Mazas getroffen haben. Die Unterhaltung war natürlich recht belebt und roh. Man sprach vom Bürgerkrieg und von Religion — vom Kriege, um die für die Ordnung kämpfenden Generale und Officiere zu schmähen, — von der Religion, um sich darüber lustig zu machen. Der „Oberst“ erhob sich. „Ich muß Euch doch noch eben etwas Interessantes mittheilen“, sagte er. „Ihr wißt, daß die Frommen jetzt Ostern feiern, und da habe ich denn diesen Morgen in der Kanzlei zu Mazas etwas Interessantes confiscirt, Ihr errathet gewiß nicht, was . . .“ „Nun was denn? Wer kann's erraten?“ „Ein Osterfest, welches eine alte Bekannte dem Bürger Darboy in's Gefängniß schickt . . .“ „Als nun dieser rothe Officier der Commune sah, daß seine Kameraden zu seiner Mittheilung unglaublich lachten, zog er das Ei aus der Tasche und ließ es über den Tisch rollen. Einer der Gäste griff es auf. „Wir müssen wissen, was drin ist“, rief dieser, „wir wollen es in den Salat thun. Das kann uns ja nicht schaden, ein gezeigtes Ei . . .“ „Ich möchte weilen, daß wir ein Rosenkranz darin finden“, sagte ein Anderer. „Oder Medaillen“, meinte ein Dritter. Man zerstückte das Ei und fand in demselben ein ganz klein gefaltetes Briefchen. „Ei, sieh' da!“ riefen einige, „am Ende haben wir zu früh gelacht, wir sind vielleicht jetzt einem ernstem Complot auf der Spur.“ „Laut vorlesen!“ schrien Viele durcheinander. Das Briefchen aber lautete also:

Hochwürdigster Herr! Weil es mir nicht vergönnt wurde, Sie zu sehen, habe ich diese List gewählt, um den Ausdruck meines herzlichsten Dankes für Ihre Wohlthaten zu Ihnen gelangen zu lassen. Ohne Sie, ohne die Heilmittel, welche Sie zugesandt haben, würden meine beiden Kinder, die so lange krank dalagen, heute unter den Toten sein. Die Erbitterungen während der Belagerung hätten sie sicher nicht überlebt. Jetzt befinden sie sich wohl und bitten um Ihren Segen. Jeden Tag gegen 2 Uhr will ich Sie in die Nähe der Gefängnismauern bringen, breiten Sie dann Ihre Hände über sie aus, u. durch Ihren oberbittlichen Segen werden Sie von neuem der große Wohltäter meiner Kinder und deren unglücklichen Mutter . . .

Hier wurde die Vorlesung durch schallendes Gelächter unterbrochen. — „Das ist köstlich!“ jagte der eine. „Die Verhöhnung ist nicht gefährlich“, höhnte ein anderer. „Wenigstens wird wohl dieser Segen die Gefängnismauern nicht umwerfen“, ironisete ein dritter. „Hm! Der Trompetenstall des außerwählten Volkes hat aber die Mauer von Jericho umgeworfen“, fügte noch ein vierter geistreich hinzu. „Hat der köstliche Brief keine Unverschämtheit?“ fragte einer lebhaft. „Das wäre doch jammerlich. Der Name dieser frommen Bürgerin verdient doch erhalten zu werden.“ Der Vorleser nahm das Briefchen wieder und bejahte es. „Doch! doch!“ sagte er, „es ist unterschrieben . . . wartet mal! es ist schwer zu lesen . . . Clemence . . . Clemence Arpentini . . .“ Jetzt wandten sich alle Blicke stummend auf den Oberst, der das Osterfest ihnen gegeben hatte. Dieser war schrecklich bleich geworden. „Clemencia Arpentini!“ stotterte er, . . . „das ist ja meine . . . Mutter! . . . meine Mutter, die ich ohne Brod gelassen habe. . . .“ „Ach, welch ein erbärmlicher Mensch bin ich!“ Mit diesen Worten stürzte er aus dem Saale, den auch alle anderen in Aufregung alsbald verließen. Was aus dem Oberst Arpentini geworden ist, hat man nie mit Bestimmtheit erfahren. Vielleicht ist er im Straßenkampfe gefallen und sein Leichnam mit tausend anderen, welche beim Einzuge der Truppen die Trottoirs bedeckten, unkenntlich hinweggeschafft worden. Sicher ist nur, daß sein Name in den kriegsgerichtlichen Prozessen nicht vorkommt, und daß man diesen Ex-Oberst auch niemals hat unter den

jenigen nennen hören, die nach dem 18. März auf seinem der revolutionären sollte, ein Mann sich niedergeworfen habe: „Hochwürdigster Herr! Weil es mir nicht vergönnt wurde, Sie zu sehen, habe ich diese List gewählt, um den Ausdruck meines herzlichsten Dankes für Ihre Wohlthaten zu Ihnen gelangen zu lassen. Ohne Sie, ohne die Heilmittel, welche Sie zugesandt haben, würden meine beiden Kinder, die so lange krank dalagen, heute unter den Toten sein. Die Erbitterungen während der Belagerung hätten sie sicher nicht überlebt. Jetzt befinden sie sich wohl und bitten um Ihren Segen. Jeden Tag gegen 2 Uhr will ich Sie in die Nähe der Gefängnismauern bringen, breiten Sie dann Ihre Hände über sie aus, u. durch Ihren oberbittlichen Segen werden Sie von neuem der große Wohltäter meiner Kinder und deren unglücklichen Mutter . . .“

Sprachre

Eine culturgeschichtliche

Ein Gelehrter — es der verstorben — sagte einmal: von Bildern des etwas vermisch, lesen lernen muß, der alten Sprachhelle Lichtstrahlen Sitten und Gebräuche, Volkscharaktere, Zeiten schäßen mit Charakter und heben und zu verrecht geeignet, Reichthum unsere zuführen; sie zeigen mit Bildern dieses Schmuckes Mutterprache ist die Culturgeschichte.

Eine große und Redensarten Rechtstehen. „Verfahren waren ja das Reden in aus erforderlich, lässig der gegen werden sollte. Umstände, daß waren, die, meins geleidet, z. B. „nach Jahr“ „los und lebzig“ „billig“ u. a., erkl dieier einst feiertstellung ein Bild rollen vermag.

Eine gerichtliche tag nannte man heutzutage nur zeitig. Die Zeiten jährlich Himmel statt, burgstige und in der Einführung „echte“, ungebote Jahre und zwanzig Paul und S erinnert uns heut guten Dinge sind.

Die Gerichtsver untergang gleiches auch tagedine, t ist tagedingen, vorteidigen n theidigen“, d. i.

Zu jedem ed Freien der Gen Sie standen im auch „Vorstand“ Weinen auf ein das Zeichen der und bildeten so und führen der land. Der Vorst zu richten oder d. Daran erinnern den Umständen Folge geben“.

jenigen nennen hören, welche damals aus Frankreich flüchtig geworden sind. Man erzählt aber daß in dem Augenblicke, als der Herr Erzbischof Darbois auf seinem Richtplatze unter den Augen der revolutionären Truppen der Commune fallen sollte, ein Mann in zeretzter Uniform vor ihm sich niederwarf und knieend ihm zugerufen habe: „Hochwürdigster Herr! Auch ich gehe in den Tod, geben Sie mir Ihren Segen, wie Sie meine Brüder gesegnet haben!“

Sprachreste aus dem alten Rechtsleben.

Eine culturgeschichtliche Wanderung von Joh. Belter.

Ein Gelehrter — wenn ich nicht irre, war es der verstorbene Professor Rud. Hildebrand — sagte einmal: Die Sprache ist eine Gallerie von Bildern des alten Lebens, nur gewöhnlich etwas vermischt, so daß man sie deuten und lesen lernen muß. Diese Deutung und Lesung der alten Sprachnützungen aber wirft nicht allein helle Lichtstrahlen auf die früheren Zustände, Sitten und Gebräuche, sie ist nicht allein im Stande, Volkscharakter und Volksgemüth früherer Zeiten schärfen und ehren zu lernen und Volkscharakter und Volksgemüth unserer Tage zu heben und zu veredeln, sondern sie ist auch so recht geeignet, uns in das Leben und in den Reichtum unserer lieben Muttersprache einzuführen; sie zeigt uns, wie stark unsere Sprache mit Bildern durchsetzt ist und wie wir uns dieses Schmuckes beständig bedienen. Kurz, unsere Muttersprache ist eine unerschöpfliche Quelle für die Culturgeschichte.

Eine große Anzahl von Wörtern, Ausdrücken und Redensarten verdanken wir dem alten Rechtsleben. „Alle Vorgänge des rechtlichen Verkehrs waren an strenge Formen gebunden, ja das Reden in geschäftlichen Worten war durchaus erforderlich, wenn nicht durch ihre Verbindlichkeit der gegnerischen Seite Vorwurf geleistet werden sollte.“ Hieraus, sowie auch aus dem Umstande, daß die Rechtsgrundbegriffe Formeln waren, die, meist in das Gewand des Stabreims gekleidet, auswendig gelernt wurden wie z. B. „nach Jahr und Tag“, „Schutz und Schirm“, „los und ledig“, „frank und frei“, „recht und billig“ u. a., erklärt sich die lange Lebensdauer dieser einst feierlichen Worte, deren Zusammenstellung ein Bild des alten Rechtslebens zu entrollen vermag.

Eine gerichtliche Behandlung, einen Gerichtstag nannte man früher „Ding“, mit dem man heutzutage nur mehr eine einfache Sache bezeichnet. Die „Dinge“ fanden in den frühesten Zeiten jährlich meistens zweimal unter freiem Himmel statt, nämlich im Frühlinge am Walburgstages und im Herbst auf St. Martin. Seit der Einführung des Christenthums tagte das „echte“, ungebundene Ding jedoch dreimal im Jahre und zwar zu Ostein (bei Gras), Peter und Paul und St. Martin (bei Stroß). Daran erinnert uns heute noch die Redensart: „Alle guten Dinge sind drei.“

Die Gerichtsverhandlungen mußten vor Sonnenuntergang geschlossen werden, weshalb das „Ding“ auch tagedinc, tegedinc, teiding hieß. Daraus ist tagedingen, im 14. und 15. Jahrhundert vorteidingen und im Neuhochdeutschen „vertheiligen“, d. i. verhandeln, entscheiden, gebildet. Zu jedem echten, gebotenen Ding waren die Freien der Gemeinde zu kommen verpflichtet. Sie standen im Halbkreise um den Richter — auch „Vorstand“ genannt, der mit verschränkten Beinen auf einem Stuhle saß, und den Stab, das Zeichen der Macht, in seiner Hand hielt — und bildeten so den „Umstand“; durch Zuruf und Rühren der Waffen gaben sie ihre Meinung kund. Der Vorstand hatte sich nach dem Umstand zu richten oder dem Umstande Folge zu leisten. Daran erinnern noch die Wendungen, sich nach den Umständen „richten“ und „den Umständen Folge geben“. War der Vorstand ein un-

entschlossener Mann, so ließ er oft wegen Kleinigkeit den Hammer im Orte herumgehen und berief den Umstand ein, „er machte viel Umstände“. War er aber ein selbstständiger Mann, dank „machte er keine oder wenige Umstände“. Unsere Sprache bezeichnet dies noch mit „Umstände machen“ und „umständlich sein“.

Die Gerichtstage wurden früher meistens durch das Läuten der Glocke bekannt gemacht. Der Angeklagte mußte hierzu erscheinen und dem Kläger die Schuld bezahlen. Das sagt uns noch die Redensart, „etwas an die große Glocke hängen“.

War ein freier Deutscher angeklagt, einen Menschen ermordet zu haben, so wurde das „Ding“ mit lautem Geschrei (Weggeschrei) der Verwandten eröffnet. Hierbei bediente man sich der Klagenrufe: Dabio, Mordio, Feindio, Hilffio, Wäfen, Heil, Heila, Heilal, Zeter; daher noch der heutige Ausdruck: „Zetergeschrei“, „Zetermordio“. Bei der Klage auf Mord traten alle zum Vergeltung berechtigten Verwandten des Erschlagenen vor Gericht, „verschrien“ den Mörder und er und seine That wurde „verrufen“, oder, wie die Ausdrücke im Niederdeutschen heißen: „verrufen“, „verrufen“, er kam also in „einen schlechten Geruch“, „in ein schlechtes Geruch“.

Das von dem Umstande (auch „Schöffen“ genannt) ausgesprochene Urtheil durfte der Kläger „schelten“ oder aufheben. Dieses Recht stand auch einem der zum Vorstande gewählten Mannen zu. Man nannte dies: „zu Recht weisen“.

Ein freier Deutscher, der irgend eines Verbrechens angeklagt und vor das Sendgrafen-gericht gestellt war, konnte sich durch einen Eid reinigen; auch war es Sitte, Männer als Zeugen zu laden, die zwar nicht die Sache selbst bezeugten, sondern durch einen Eid bekräftigten, daß sie an die Wahrhaftigkeit des Schwures glaubten, den der Angeklagte ablegte. Diese Männer, gewöhnlich sechs, hießen „Eideshelfer“. In noch früherer Zeit war es eine Pflicht der nächsten Verwandten, bei einem Todesfalle klagen zu helfen, wie überhaupt zu allem zu helfen, was einen Verwandten aus der Noth retten konnte. Diefelbe Aufgabe hatte auch die weitere Verwandtschaft, so daß also zu den nächsten Helfern noch andere Helfer hinzukamen, woran unser „Helfershelfer“ noch erinnert.

Komte der Umstand aus Mangel an triftigen Beweisen das richtige Urtheil nicht finden, so wurde die Entscheidung der Wahrheit Gott anheimgestellt: ein Gottesurtheil oder Ordeale wurde vorgenommen. Das meist angewandte Ordeale war die Feuerprobe, die in dem Gesetzbuche der ripuarischen Franken (534) vorgeschrieben war. Der Angeklagte mußte entweder die Hand ins Feuer halten, oder, was am gebräuchlichsten war, mit bloßen Händen ein heißes Eisen ein Strede weit tragen. Das entscheidende Urtheil ward nicht alsbald nach Vollzug des Gottesgerichtes gesprochen, sondern erst nach drei Tagen, nachdem vorher die Hand verbunden und versiegelt wurde. Das geringste Brandmerkmal bezogte die Schuld des Angeklagten. Wie tief diese Urtheile im Volksgemüth haften, sagen uns noch heute die Redensarten: „Die Feuerprobe bestehen“, „für jemand durch's Feuer gehen“, „sich die Finger verbrennen“.

War über den Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so brach der Richter über denselben den Stab, das Symbol der richterlichen Gewalt, und warf ihn dem Schuldigen zu Füßen, zum Zeichen, daß er keine Gnade mehr zu erwarten habe. Auf diese richterliche Handlung weisen die Redensarten: „den Stab über einen brechen“, „einem etwas vor die Füße werfen“ ihn.

Sogleich vollzog man denn auch das Todesurtheil falls nicht vorher von dem Begnadigungsrechte Gebrauch gemacht wurde. Dasselbe übten angesehenen, hochgestellten Männer und Frauen aus, die zum Zeichen ihres Schutzes den Ver-

urtheilten mit ihrem Mantel bedeckten. Besonders galt das Bedecken des Mantels einer Fürstin als Symbol des Schutzes. Nach der Sage vom Wartburgkrieg flüchtete Heinrich von Orléans unter den Mantel der Landgräfin Sophie. Reste dieses Rechtsgebrauches finden wir noch in den Ausdrücken und Wendungen: „etwas bemanteln“, „ein Mäntelchen umhängen“, „mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken“.

Auch die alten, mannsich verhängten Strafen klingen in unserer Sprache noch wieder. Einem Diebe wurde eine Ruthe oder ein Besen auf den Rücken oder um den Hals gebunden. Oft mußte er dies sogar selbst thun; daher die Wendung: „sich eine Ruthe auf den Hals binden“. Einem Verleumder schnitt man das lange Gewand oder das frei wallende Haar ab und stieß ihn dadurch aus dem Stande der Freien aus. An diese Strafe erinnert noch unser: „die Ehre abschneiden“, denn das Wort „Ehre“ enthält in der alten Sprache nicht einen sittlichen, sondern einen gesellschaftlichen Begriff und bezeichnet den höheren, ausgezeichneten Stand.

Ehebrecher und Wucherer, die also Recht und Recht mit Füßen traten, mußten barfuß um die Kirche gehen, und dann vor der Kirchenthüre die Leute über sich gehen und treten lassen; das ist der Ursprung der Redensart: „das Recht mit Füßen treten“. Die Strafe eines Verurtheilten bestand auch oft in Erlegung von Geld- und Viehbuße oder in „Brüche“ wie man sagte. Das Wort hat sich noch in der Redensart: „in die Brüche gehen“, jedoch unter Verlust seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten.

Auf die früheren Wehngerichte, nach deren Vorschriften die Vorladung eines Angeklagten mit einem Dolche in seine Thür oder, falls er abwesend war, an einen Baum gesiebt wurde, weist die Redensart: „es einem stecken“ hin.

Einer späteren Zeit, in welcher es in den Gerichtsstuben keine Schranken, sondern Bänke gab, verdanken wir die Redensart: „etwas auf die lange Bank schieben“. Was nämlich zu unterst auf der Bank lag, das wurde sehr spät erledigt, es wurde also lang hinausgeschoben. Aber auch das langsame Gerichtsverfahren ist unter der Redensart zu verstehen.

Auch die auf dem alten Rechte beruhenden Gebräuche bei Erwerbung und Veräußerung des Eigenthums haben in unserer Sprache einen Niederschlag zurückgelassen. Bei Erwerbung eines Grundstückes war es Brauch, daß sich der Käufer auf einen dreibeinigen Stuhl setzen mußte. Diese sinnbildliche Handlung galt als Zeichen des rechtmäßigen Besitzes. Der Stuhl war nämlich früher nicht allein ein Symbol der Macht (vergl. Schöffensstuhl), sondern auch ein solches des Eigenthums. Hieraus erklären sich die Ausdrücke, wie: „etwas besitzen“ (also gleichsam aufsetzen), „Besitzer“; „sich in den Besitz von etwas setzen“. Der Besitzer konnte auch „enisset“ werden; das geschah dadurch, daß er sich auf einen vor dem Hause aufgestellten Stuhl setzen mußte. Unser: „einem den Stuhl vor die Thüre setzen“, weist noch auf diesen Brauch hin.

Auch der Hammer hatte im alten Rechtsleben große Bedeutung. Wie schon bemerkt, wurde mit dem Hammer die Gemeinde zusammenberufen, um Gericht abzuhalten. Noch jetzt besteht die Sitte, daß bei einem gerichtlichen Verlaufe dem Meistbietenden die erstandene Waare unter Hammerhieb zuerkannt wird. Soll darum eine Sache gerichtlich verkauft, d. i. versteigert werden, so sagt man, „sie kommt unter den Hammer“. Die Bedeutung des Hammers erkennt man weiter daraus, daß man noch jetzt die Grundsteinlegung oft durch Hammerhiebe vollzieht.

Ganz besonders spielte bei Erwerbungen und Veräußerungen in alter Zeit die „Hand“ eine große Rolle. Sie war das einfachste und natürlichste Zeichen der Gewalt und hatte im Lehnsrechte des Mittelalters eine hohe Bedeutung. Viele Ausdrucksweisen, die unserer Sprache heute noch geläufig sind, geben davon Kunde. Wenn

Jemand Güter, die ursprünglich sein Allodial-eigentum waren, über welche er im Falle des Todes verfügen konnte, einem Vasallen oder Lehnsherrn übergab, so reichte der Vasall seinem künftigen Lehnsherrn beide zusammengelegte Hände. Der Lehnsherr legte seine Hand um die Hände des Vasallen, er konnte dabei stehen oder sitzen. Wenn er saß, so wurden die vier Hände zusammen auf seine Knie gelegt. Dann umarmte er den Vasallen und beide gaben einander einen Kuß. Dies ist der Ursprung der Redensart: „Mit Hand und Mund“.

Die allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge war der „Handschlag“. Durch ihn verbanden beide Theile ihre Gewalt gegenseitig; daher die mittelalterlichen Ausdrücke, die heute noch gebräuchlich sind: „hantschec“, hant in hant geloben.

„Handgeld“ wird noch heute gegeben und ist das Symbol und Pfand der Eingehung einer Verbindlichkeit bei Kauf und Miete. Wer Handgeld genommen, ist verpflichtet, die eingegangene Bedingung zu halten.

Auch „todte Hand“ hat in dem Recht bis heute noch eine Bedeutung. Man verstand darunter ursprünglich das Gut eines Leibeigenen, über welches er für den Fall des Todes nicht selbstständig verfügen konnte, das vielmehr seinem Herrn anheimfiel. Bald erweiterte man den Begriff dahin, daß man auch einzelne Leistungen darunter verstand, welche an dem Gute eines ohne Descendenz (Nachkommenchaft) verstorbenen Mannes hielten. Dann übertrug man diesen Begriff auf alle solche Güter, bei denen irgendwie einem Dritten dauernde Leistungen geschuldet wurden und endlich auf Güter der Kirche und der Klöster, weil weder der zeitige Bischof, noch der Abt des Klosters über diese Güter ein Recht der Verpfändung und Veräußerung hatte. Diese Güter waren für ihn nicht lebendig, konnten nicht in den allgemeinen Verkehr zurückgeführt werden und darum nannte man sie „todte Hand“.

Traf Jemand sein Vieh in fremdem Besitz, so mußte er, um es wieder zu erlangen, die Hand darauf legen; und so nennen wir die Beschlagnahme eines Gegenstandes noch heute „die Hand darauf legen“.

Nicht allein bei Erwerbung und Veräußerung, sondern auch bei dem Schenken mußten gewisse feierliche Zeichen beobachtet werden. So war es z. B. Brauch, daß dem Beschenkten das Geschenk an die Hand oder an den Arm gespannt, oder an den Karmel angebunden wurde, eine Sitte, die in unserer Sprache das Wort „Angebunden“ und den Ausdruck „mit Jemandem anbinden“ zurückließ.

Zum Schluß sei noch der Redensart: „den Kürzeren ziehen“ gedacht. Auch sie ist ein Ueberbleibsel aus dem alten deutschen Rechtsleben. Beim Loosen zählte man entweder die Knoten eines Strohs oder Grasshalmes, um durch den letzten irgendwo eine Antwort, eine bejahende oder verneinende, zu erhalten. Oder man ließ aus einem Bündel ungleich langer Strohhalme einen herausziehen. Der längere brachte dem Ziehenden Vortheil, der kürzere dagegen Nachtheil. Diese letztere Weise zu loosen, hieß früher „das graeselen ziehen“.

So ziehe wir zwei graeselen
Ich mach' ein' kurz, das ander lang
Werdas wil nū ziehen an
Das longer sol gewonnen han.“

Ja, selbst als eine Art Ordale wurde das Halmziehen früher betrachtet, indem die streitenden Theile wichtige Rechtsfragen dadurch entschieden, daß sie aus einem Strohsack oder Strohschober Halme zogen. In manchen Gegenden werden bei einer Art von Regelspiel, dem sog. Partel- oder Kampfspiel die sich gegenüber kommenden Spieler durch Ziehen von Halmen oder Hölzchen bezeichnet. Und so ist denn auch die Redensart

*) „Allod“ aus dem mittellateinischen allodium abnormen, ist die latinisirte Form für altdeutsch „allodis“ d. i. Gangbesitz, freier Besitz.

späterhin von dem alten Rechtsgebrauch auf den Kampf übergegangen.

Aus dieser Sammlung alter Sprachmühen, die sich natürlich leicht vergrößern ließe, sehen wir also: Was im Getriebe modernen Lebens längst verschwunden, in der Sprache führt es für den aufmerksamen Beobachter noch lange sein Dasein weiter in zahlreichen Wörtern, Ausdrücken, Wendungen und Redensarten. Ja:

„Vergangenheit entsteigt dem dunklen Grab
Und gibt uns manche wunderbare Kunde.“

Beherzigendwerthe Sprüche.

Sei geduldig, sei zufrieden,
Blatt ist keine Lebensbahn;
Tausend Küsse sind hienieden
Tausendmal noch schlimmer dran.

Warten geziet dem Weisen; — der Feldmann harret der Ernte.

Verbanne nicht mit schnellem Pant
Den Nachsten, wenn er einmal schilt.
Hast du dem in sein Herz geschaut?
Hast seine Thränen du gezählt?

Der zahlende Tag.

Dorfgeschichten von Ernst Wurm.

„Polternd trat der Bauer Kaspar Furtner in die Stube, wo Susanna, sein Eheweib, eben mit Auskehren beschäftigt war: „Schon wieder eine Bosheit — elender Schmutz“ von einem Nachbar, nichtsnutziger Hallunk, das sollst du mir büßen! — Hör' mal, Weib, wie ich erst mit den Rossen hinausgeh', um das Krautland umzuwandern anfangen will, was seh ich! dreißigzwanzig von den wunderschönen kernreichen Kesselfrüchten, die ich vergangenen Auswärts gefest hab', sind abgeschnitten, in aller Mitt', abgeschnitten! Hab' ich gemeint, ich muß mich kopfüber stürzen, wie ich die herrlichen Bäume runter seh', und wär's mir schon gleich so lieb gewesen, es wär' mir das halbe Haus über dem Kopf zusammengebrannt! Jetzt ist's vorbei mit dem Nachgeben; gleich thur' ich die Ross in den Stall und dann geh' ich hinüber und hau mir den elenden Hallunken kreuz und quer durch, daß er mir braun und blau werden muß, wie Wackeleber!“ Also zürnte Furtner und griff in fieberhafter Aufregung nach einem derben Knotenfloß, der über dem Backofen lag, und nun wollte er rasch zur Thüre hinaus und fort zum Nachbar hinüber, um an ihm empfindliche Rache zu nehmen.

Blitzschnell stellte sich Susanna vor die Thüre und ihn abwehrend, sprach sie in flehentlichem Tone: „Kaspar, lieber Kaspar! geh nicht so fort, ich bitt' dich um Alles in der Welt, bleib' und überleg' die Sach', eh' du mit Trümmern d'reingehst und so tausendmal mehr verdirbst und schad'st, als du gut zu machen vermeinst. Hör', Kaspar, ich hab' was ausgedacht, was für den Nachbar recht heilsam sein wird, aber versprich mir jetzt, geh' nicht hinüber und leg' den Stock wieder hin, wo du ihn genommen hast.“

Wie ein am Feuer stehender überströmender Topf durch einige Tropfen kalten Wassers schnell wieder gedämpft wird, also hatten Susanna's Worte ihres Mannes jähes Aufbrausen alsbald wieder zur Ruhe gebracht. Innerlich aber brodelte es noch eine Weile fort.

„Was sagst du, du hältst was ausgedacht?“ frug Kaspar neugierig und legte den Stock an seinen vorigen Ort.

Susanna wußte nicht geschwind zu antworten, denn sie hatte das nur so in ihrer Angst herausgesagt, um ihrem Mann so lange hinzuhalten, bis das Strohsfeuer seines Zähornes verglüht wäre, was, wie sie aus Erfahrung wußte, sehr bald zu geschehen pflegte.

„Laß es nur derweil, Kaspar“, sagte sie dann, „und wart' den zahlenden Tag ab, der kommt sicher! — Uebrigens“, fuhr sie nach einer Pause fort, „weißt du denn auch gewiß, daß der Nachbar Hansl es war, der die Bäume abgeschnitten hat?“

„Ei du lieber Himmel!“ entgegnete Kaspar im Tone des Unwillens, „wer sollt' es denn sonst sein? Ist denn Jemand so boshaft und schlecht, wie er? und ist's denn jetzt das erste Mal, daß er mich zu Schaden bringt?“

„Kaspar, halt' zurück mit deiner Beschuldigung; gesehen hat den Nachbar Niemand, und darum kannst du's auch nicht mit voller Gewißheit sagen, ob er oder ein Anderer die Bäume runter hat. Und gingst du so auf's Ungewisse hinüber und stelltest ihn d'rüber zur Red', oder kämst ihm gar mit Mißhandlungen, — nu' dann wär' erst das Donnerwetter los, dann ließ' er uns doppelt und dreifach seine Bosheit fühlen und der Feindschaft wär' kein End' abzusehen. Auf glücklichem Wege fährt man noch am besten mit ihm. Sagst doch selber, Kaspar, daß du deinen Schimmel, wenn er stutzig und wild wird, nicht mit Poltern und Dreinschlagen zurecht bringst, sondern mit Schütteln und Streicheln; und ist's denn bei unserm Nachbar Hansl anders? Nicht, accurat so!“

Kaspar antwortete nichts und ging mit zum Boden gesenktem Blicke in der Stube auf und ab. Das Rachegefühle, das er in seinem Innern gegen seinen Nachbar aufgeföhren hatte, war durch einen geschickten Angriff seines Gegentheils so ziemlich demolirt. Der Rest seines Ingrimm konnte sich um mehr defensiv halten, mit der Offensive war's vorbei. „Rein“, sprach er nach einer Weile, „ganz schenken darf ich's dem Nachbar nicht; das wäre Schwachheit, Tölpelhaftigkeit; meiner Seel', die Leut' thäten Einen auf dem Kraut essen, wenn mau's gelten ließ. Weiß schon, was ich thur'. Heut' noch sag ich's dem Hansjörgl, daß er dem Nachbar seine Tauben abfängt, wenigstens ein Paar; sie fliegen ohnehin alleweil in unsere Dreischten“ und freffen sich an fremdem Futter fatt und fett, die, die, die —

„Und was soll denn nachher der Hansjörgl damit thun?“

„Was er will; wegen meiner sie umbringen, wann er will.“

„Rein, Kaspar, das wär' eine boshafte Rache; so was könnt' dir kein Glück bringen und gar-ans, wenn du den Hansjörgl, den zehnjährigen Buben dazu anlernen wollt'st; das hieß ja, die Kinder mit Gewalt zu boshaften diebischen Menschen machen! Rein, Kaspar, das kannst du nicht thun!“

Kaspar setzte sich schweigend an den Tisch, stützte die Ellern auf beide Hände, so daß sie die Augen verdeckten, und blieb eine Weile regungslos in dieser Stellung. „Mein Gott!“ seufzte er endlich auf, „was ist's doch für ein Unglück, wenn man so einen boshaften feindseligen Menschen zum Nachbar hat! was ich von ihm schon Alles hab' erdulden müssen, 's ist entsetzlich! Zuerst vergiftet er mir den Fisch-teich, dann verfehrt er betrügerischer Weis' den Weizen-Markstein, bricht mir den neuen Garten-zaum zusammen, fittirt mir den Haushund ab, heßt mir die Enten zu todt und jetzt wieder schneidet er mir die jungen Bäume ab — ach, es ist, wenn ich so recht d'rüber nachdenk', völlig zum Verzweifeln! Verflagt' ich ihn bei Gericht, was kommt heraus? Gäng' und Laufereien und am End' geh'it's doch wieder auf das Sprüchwort hinaus, „ein boshafter Mensch ist wie eine Kohle, er brennt oder schwärzt immerfort“. Und die Ursache von all diesen Bosheiten ist nichts anderes, als Reid und Mißgunst, weil er sieht, daß ich in meiner Wirtschaft gesegnet bin und mit Gottes Hilf' etwas vorwärts bringe, während er, und zwar durch seine eigene Schuld, immer mehr herabkommt und kein Glück und keinen Segen hat.“

„Beruhige dich jetzt, lieber Mann“, unterbrach ihn Susanna, „und glaub' mir, es kommt für jeden Mensch ein Tag der Zahlung, auch für unsern Nachbar bleibt er nicht aus. Trösten wir uns mit dem schönen Spruch: Nichts ge-

schicht von unge-

her!“ Kaspar durchmaß einmal regte sich Zornbrache. „Zu wurmt wegen der ich dafür dem Nachbar thät, der durch mein land führt?“

„So wird er wieder Gäng' und wird's dir doch nicht sich verjährt, weil Großvater, wie ne hat, auf dem näm „Nun in Gottesna lassen“, verlegte S und nahm den B Stube vollends rei

Nicht Tage war verfloßen. Furtner die von der Wohn ist, richtet sich gem Sein Weib sitzt und schnittelt Pro wird an der Thü Furtnerin. Nach ganz düster und ihn's auf den e Tüchtiges über di

„Ach, liebe M lichen Töne an, „aber ich kann n zu helfen und zu keine Hilfe find, muß auf und d oder tranken, ober

„Ja, was hat erschrocken die Fu

„In meinem Gerichtskommissio und Gut pfänden Stephlmayr die f Mein Gott, wo f Roth meiner, lieb Alles zurück zu Hausl eine Weile Thranen aus den

„Ja mein G Mann reden“, ergriffen die Fu Stube.

Furtner hatte sein Weib in die begann sie, „ein Tag für unsern jah, sie fragende jo“, fuhr sie fo sie ihm wortgete lamentirt hatte. Lachen aus, der Seel', ein prä Wie schön sich zum Krankstieße leber, wenn er's als gute Drauf er gehört, versta konnte aber nic Falte zu lachende

„Kaspar“, so geworden war, ihm die hunde ich dich.“ Ein war seine Antwo wendig machen lieber Mann, A gemeint und n wenn du getha hab'. Ich we zu berenen hab Sieh', jetzt is nimmer werden Gessen wir ihn

regnete Raspar
ollt es denn
boshast und
iegt das erste
igt?"

Beischuldigung;
und darum
er Gewissheit
Bäume ruiniert
erwisse hinüber
oder künft
n' dann wär'
ließ' er uns
st süßen und
zu sehen. Auf
am besten mit
aß du deinen
d wird, nicht
recht bringt,
eln; und ist's
ders? Nicht,

ing mit zum
ube auf und
seinem Innern
halte, war
s Gegenstands
des Angerims
alten, mit der
sprach er nach
ich's dem Raspar
Tölpelhaftig-
en Einen auf
en ließ. Weiß
lag ich's dem
seine Tauben
fliegen ohne-
st und freffen
setzt, die, die,

der Hansjörgl

ie umbringen,

boshafte Rache;
ngen und gar-
en zehnjährigen
s hieß' ja, die
sten diebischen
das kauft du

an den Tisch,
de, so daß sie
b eine Weile
„Mein Gott!“
doch für ein
schaften feind-
! was ich von
müssen, 's ist
mir den Fisch-
her Weiß' den
neuen Garten-
Hanshund ab,
d jetzt wieder
me ab — ach,
schändt', völlig
zu bei Gericht,
und Laufereien
uf das Sprüch-
sch ist wie eine
merfort". Und
eiten ist nichts
weil er sieht,
segnet bin und
ringe, während
Schuld, immer
d und keinen

n", unterbrach
es kommt für
ung, auch für
aus. Trösten
g: Nichts ge-

schleicht von ungefähr, Alles kommt von Oben her!"

Raspar durchmaß aufs Neue die Stube. Noch einmal regte sich in seinem Innern der gefüllte Zornbrache. „Tausend", sagte er, „wie's mich wurmt wegen der Bäume! — Wie wär's, wenn ich dafür dem Nachbar den Fahrweg verschranken thät, der durch meinen Wiesengrund in sein Krautland führt?"

„So wird er dich verklagen und dir doch wieder Göng' und Laufereien machen, und zuletzt wird's dir doch nichts nützen, denn die Sach' hat sich verjährt, weil schon des Nachbarn Vater und Großvater, wie nentlich der alte Eichmahr erzählt hat, auf dem nämlichen Weg gefahren sind. — „Nun in Gottesnamen, so will ich's wieder geh'n lassen", versetzte Susanna mit zufriedener Miene, und nahm den Bejen wieder zur Hand, um die Stube vollends rein zu fegen.

Nicht Tage waren seit dem erzählten Vorfall verfloßen. Furtner befindet sich in der Kammer, die von der Wohnstube durch die Küche getrennt ist, richtet sich gemächlich zum Rasiren an. Sein Weib sitzt am Tische in der Wohnstube und schnittelt Brod zur Mittagsuppe. Plötzlich wird an der Thüre geklopft. „Gerein!" rief die Furtnerin. Nachbar Hauzer tritt ein. Er sieht ganz düster und verstört darein, und man kennt ihm's auf den ersten Blick an, daß ihm was Tüchtiges über die Leber gelaufen sein muß.

„Ach, liebe Nachbarin", fängt er im weinerlichen Tone an, „verzeiht daß ich zu Euch komm', aber ich kann nicht anders; ich weiß mir nicht zu helfen und zu raten, und wenn ich bei Euch keine Hilfe find', so ist's aus um mich, hell aus, muß auf und davon laufen, muß mich hängen oder tranken, oder mir sonst was anthun."

„Ja, was hat denn nur der Nachbar?" fragte erschrocken die Furtnerin, „was gibt's denn?"

„In meinem Hans, liebe Nachbarin, ist die Gerichtscommission, die will mir all mein Hab und Gut pfänden, wenn ich nicht alsogleich dem Stephlmahr die schuldigen 100 Thaler auszahle! Mein Gott, wo soll ich die hernehmen! Ebarnt Euch meiner, liebe Nachbarin, helft mir aus der Noth, helft mir um Gotteswillen, ich will Euch Alles zurück zahlen!" So lamentierte Nachbar Hans eine Weile fort und wischte sich die hellen Thränen aus den Augen.

„Ja mein Gott, ich muß eben mit meinem Mann reden", entgegnete sichtlich von Mitleid ergriffen die Furtnerin und verließ sogleich die Stube.

Furtner hatte eben zu rasiren angefangen, als sein Weib in die Kammer trat. „Lieber Mann", begann sie, „eine seltsame Post, — der zahlende Tag für unser Nachbar Hans ist da." Raspar sah sie fragendes Blickes an. „Es ist wirklich so", fuhr sie fort; „hör nur", und nun erzählte sie ihm wortgetreu, was ihr Nachbar Hans vorlamentirt hatte. Furtner brach erst in lautes Lachen aus, dann sprach er: „Ja, ja, meiner Seel', ein prächtiger zahlender Tag, habaha! Wie schön sich das Ding machen thät, 's ist zum Krankschießen, habaha! Hundert auf's Eichleber, wenn er's haben will, und noch ein Paar als gute Draufgabe, dann mag er geh'n, wohin er gehört, verstanden!" Er wollte weiter rasiren, konnte aber nicht, da er auf's Neue aus vollem Halse zu lachen genöthigt wurde.

„Raspar", sagte Susanna, nachdem er ruhig geworden war, „geh', laß' dich erbitten, leih' ihm die hundert Thaler, recht vom Herzen bitt' ich dich." Ein erster Blick, den er ihr zuwarf, war seine Antwort. Sie aber ließ sich nicht abwendig machen und fuhr fort: „Sei nicht böse, lieber Mann, Du weißt, ich hab's immer gut gemeint und noch nie hast du's bereuen dürfen, wenn Du gethan, wie ich dir's bisweilen gerathen hab'. Ich weiß, auch diesmal wirst du nichts zu bereuen haben, wenn Du meinen Rath befolgst. Sieh', jetzt ist die Gelegenheit da, jetzt oder nimmer werden wir unser Nachbar umstimmen. Helfen wir ihm aus der Noth, so wird er seine

Bosheiten bereuen und ablegen, helfen wir ihm aber nicht, so werden wir seine Feindseligkeit gegen uns verdoppeln. Freilich, verdient hat er's nicht um uns, wenn wir ihm helfen, aber — es fehlt uns nicht an Geld, wir können helfen und darum sollen wir helfen. Thun wir's also, lieber Mann, geh', thun wir's!"

„Du siehst doch, daß ich rasiren muß", entgegnete Raspar unwillig.

„Ja, ja, und so einen Augenblick kann der Nachbar leicht warten; ich geh' wieder zu meiner Arbeit in die Stube hinaus." Beinahe eine halbe Stunde verstrich; mit dem Rasiren mußte Raspar längst fertig sein, aber er ließ sich nicht sehen und hören. Dem Nachbar Hans trat der Angstschweiß auf die Stirne. Susanna merkte das und begab sich wieder in die Kammer. Raspar stand am Fenster und starrte in die Ferne hinaus. Seines Weibes Tritte erkennend, fragte er, ohne umsehen: „Ist der Nachbar noch draußen?" — „Ja, antwortete sie", und im Augenblicke, als sie sich abermals für ihn verwenden wollte, wandte er sich um und sagte: „So nimm da und laß' ihn diesen Zettel unterschreiben." Unausprechlich freudig überrascht nahm Susanna die Hundert-Banknote, die ihr Raspar darreichte, küßte ihn mit der Gluth ihres Dankgeföhls auf die Wange und eilte in die Stube hinaus.

„Hier schick' Euch mein Mann das Geld", sagte sie zum Nachbar, „und diesen Zettel da sollt Ihr gleich unterschreiben." Und der Nachbar nahm vor Freudeerschreck zitternd das Geld und konnte kaum die dargereichte Feder fassen, um den Zettel zu unterfertigen, auf welchem die wenigen Worte standen: „Daß ich von Raspar Furtner hundert Thaler heute als Darlehen empfangen habe, bekenne ich mit meiner eigenhändigen Namensunterschrift." Dann eilte er, auf Dank und Abschied vergessend, zur Thüre hinaus und flog wie ein Windspiel seinem Hause zu.

Nachbar Hans ist jetzt vollkommen umgewandelt und gäbe sein Leben für seinen Nachbar Furtner. Auch geht es seither mit seiner Wirtschaft merklich vorwärts.

Blick in's Freie.

Von G. Zader.

Von den Bäumen durch die Scheiben
In mein Ländchen Welt hinaus
Schaun' ich laufend diesem Treiben
In des Vaters grünem Haus.

Diesem Treiben, diesem Sprossen,
Diesem Leisen, linden Weh'n,
Ist das Ohr ihm auch verschlossen,
Wag's die Seele doch verkeh'n.

Nur der Mähle dumpfes Tosen,
Gleich dem Fendel an der Uhr,
Schlägt den Tact zum zergerloßen
Stillen Ablauf der Natur.

Gold'ner Sommer, noch wie viele
Werden können diese Wehen?
Wellen dort in leichtem Spiele
Noch wie viele niederstücken?

Und mein eigen Thum und Treiben,
In das Uferweil eingefügt,
All' dieß Sinnen, all' dieß Schreiben,
Ob dem Meister es genügt?

Ob der Strom, mit dem ich walle,
In des Ozeans Umarmung
Hinstrebt, wo die Wellen alle
Aufnimmt ewige Erbarmung?

Störche Wähelein, Mähltrad tose,
Grünet Wiesen fort und fort!
Meister, einst bei dir im Schooße
Wahre mir den Ruheort!

Brandkatastrophen.

„Wohltätigkeit ist des Feuers Macht . . ."

Wie Vielen mag beim Lesen der Berichte über den Brand des Pariser Bazars der Schillerische Vers eingefallen sein! Des menschlichen Gemüthes bemächtigt sich eine gewisse kalte Ironie, wenn die Wuth der Elemente Hab und Gut und Leben zerstört und irgend einen schönen, preisen den Dichtervers ins Gegentheil verkehrt hat. Das

ganze gebildete Europa bebt noch unter den Schrecken der furchterlichen Katastrophe, die mitten aus frischer Lebenslust fröhliche Menschen dahinnraffte. Auf nichts ist der moderne Kulturmenschen so stolz, als auf die von ihm gefesselten Elemente; Luft, Wasser und Feuer hat er in seinen Dienst gestellt, sie müssen den größten Theil aller Arbeit verrichten, und mit ihnen spielt der Mensch wie ein allmächtiger Gebieter. Fast vergißt er die Tücke seiner Sklaven und die Zerbrechlichkeit ihrer Fesseln, bis ihm von Zeit zu Zeit eine jener Katastrophen, wie sie fast nur dieses Jahrhundert kennt, eine bittere Lehre giebt. Die Welt ist voller Widersprüche: in früheren Zeiten, da der Mensch der Sklave der Elemente war, er noch nicht die Kraft hatte, sie zu fesseln und in seinen Dienst zu stellen, da gab es wohl große Feuerbrünste und Ueberschwemmungen, allein die Brandkatastrophe mit all ihren Greueln und Schrecken kennt nur das moderne Leben, dieses hastende, nervöse Jahrhundert, das sich Feuer und Wasser unterthan gemacht hat, wie es die kühnste Phantasie früherer Generationen nicht zu träumen wagte. Zu der virtuosen Beherrschung der Elemente gesellte sich bald eine Vertrauensseligkeit, die jeden Unfall ausgeschlossen erscheinen läßt, und das Vertrauen wächst mit den Empfindungen und mit den immer großartiger sich ausgestaltenden Rettungsweisen. Vorsicht! Wozu denn Vorsicht? Dazu ist der Mensch nicht, die Feuerwehre da, hin ist die Sorge dessen, der alle die Menschen zu sich läßt, und man läßt sich nicht in seiner Ruhe, seinem Vergnügen stören. Niemals hat ein Jahrhundert-Ausgang dem Jahrhundert-Ende so wenig geglichen, wie der Beginn und der Beschluß des neunzehnten Jahrhunderts, denn in keinem Säculum der menschlichen Geschichte hat der Erdbebengeist so total umgestaltend auf Lebens- und Verkehrsverhältnisse gewirkt, wie in diesem. Und dennoch fand im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eine Brandkatastrophe statt, die mit keiner einzigen der so zahlreichen Brandkatastrophen eine solche Ähnlichkeit hat, wie der am Ausgange des letzten Jahrzehnts. Beide Schreckensereignisse in Paris, der lustigen, leichtlebigen Stadt. Und wahrhaftig, an nichts erinnert der Brand des Bazars in der Rue Jean Goujon so sehr, wie an den Brand, der bei dem Feste, welches der österreichische Botschafter Fürst Karl Philipp Schwarzenberg zu der Vermählung Napoleons I. mit der Erzherzogin Maria Louise veranstaltete, im glänzenden Ballsaale ausbrach und die Schwägerin des Fürsten dahinnraffte. Fürst Schwarzenberg hatte damals, als sich die eleganten Räume seines Palais, des Hotels Montesson, in der damaligen Rue de Montblanc, der heutigen Chausée d'Antin, als nicht ausreichend zeigten, im großen Hofe des Palais einen großen Ballsaal aus Holz erbauen lassen, und der leichte Gaze Stoff, mit dem die breiteren Wände des Saales bekleidet waren, hatte an einer von den tausenden, strahlenden Kerzen Feuer gefangen. Daselbe griff mit einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit um sich und hatte in einigen Minuten den ganzen Holzbau erfaßt und zerstört. Fürstin Pauline Schwarzenberg kam nur dadurch um das Leben, daß sie ihre bereits in Sicherheit gebrachte Tochter zu suchen, in großer Verzweiflung in den brennenden Saal zurückeilte.

Hier wie dort eine glänzende Versammlung, Damen der höchsten Aristokratie, die gekommen waren, um einige Stunden dieses Lebens mit den Farben eines Festvergnügens zu schmücken und in jähem Sturze aus dem blühenden Leben dem Tode in seiner schrecklichsten Gestalt in die Arme fielen. Von welchen Katastrophen Augenzeugen ausführliches berichten konnten: das furchterlichste und Grauennerregendste ist das Flammenmeer, das in unbarmerziger Gier die von Wahnsinn befallenen Menschen, die sich zu einem Knäuel zusammenballen, mit loberndem Rachen verzehrt. Viel Grauensvolles wird uns von Schiffskatastrophen erzählt, wo die Viehe

zum Leben und die Furcht vor dem schrecklichen Tode in dem Menschen die wildesten Lebens- triebte wachruft, Egoismus zum rasenden Ver- treibiger gegen den Tod wird. Rings die weite Wasserwüste, ein sinkendes Schiff, treibende Balken, Bretter und überfüllte halb sinkende Rettungsboote. Die brüllenden Wellen über- tosen das wilde Geschrei der dem Tode Ver- fallenden und mit entmenschter Grausamkeit wird der Kampf um eine rettende Platte, um einen Platz im Boote geführt. Viel Schreckliches mag der Ocean gesehen haben, den rücksichtslosen Sieg des Sinkens über den Schwächeren, den rasenden Kampf der entseßelten Lebensinstinkte. So auf dem weiten, unendlichen Wasser, über dem der Himmel sich wölbt. Wie anders wieder in dem Rauche, in dem Rauch, Flammen und um das Leben kämpfende Menschen wüten. Von fürchterlichen Szenen berichtet die Geschichte der Theaterbrände, in diesem, an Theaterbränden so reichen Jahrhundert. Vom Jahre 1880 bis 1890 zählt man mehr als 500 Brände von Theatern. Erstreckt wurden die großen Brände der Theater- geschichte dieses Jahrhunderts mit dem Brande des Royal-Theaters in London am 11. April 1826. Zehn Jahre darauf folgte der Brand des Lehmann- Theaters in Petersburg, elf Jahre später, im Jahre 1847 brannte das Hoftheater in Karls- ruhe nieder, am 1. Februar 1851 folgte das Opernhaus in Moskau, 1857 das Teatro degli Epuristi in Livorno und am 28. September das Stadttheater in Altona. Im März 1866 brannte das Opernhaus von Cincinnati nieder, 1869 folgte das Dresdener Hoftheater, 1871 das Land- städtische Theater in Graz, das 1874 Ausburger Stadttheater, 1875 das Theater in Wismar, 1876 das Conventtheater in Brooklyn, 1877 das Variete-Theater in Montpellier, 1881 das Theatre Municipal zu Algier und 1881 die größte Brandkatastrophe der gesamten Theater- geschichte, der Brand des Ringtheaters in Wien, bei dem 450 Personen verunglückten. Die Gräueltat dieser Katastrophen sind in den grellsten Farben geschildert worden, allein keine Feder und kein Stift kann das Entsetzliche mit Wort oder Bild fassen. Wer vermöchte es auch das Seelenzerreißende Hilfs- gebüll einer brennenden Menschenmasse zu schildern, dieses wilde, verzweifelte Jammern, das sich in ein Heulen auflöst, welches das Mark in den Knochen erstarren macht. In wilder Schnelligkeit greifen die Flammen um sich, Qualm und Rauch erfüllt den Raum, und immer ist es das lähmende Entsetzen, welches da die Katastrophe vergrößert. Der Brand des Ring- theaters und der Pariser Komischen Oper am 25. Mai 1887 haben die größten Vorsichts- maßregeln bei allen Veranstaltungen, bei denen eine große Menschenzahl in einem engen Raum zusammenkommt, zur Folge gehabt, und dennoch ist dieser Tage Paris der Schauplatz einer der fürchterlichsten Brandkatastrophen geworden. Doppelter Trauer erfüllt die Gemüther, denn es war diesmal nicht das Vergnügen allein, welches Damen und Herren der reichsten und vornehmsten Kreise zusammenführte, sondern die Warmherzig- keit hatte sie zu einem guten Werke vereint, der Wohlthätigkeit galt der große Vazar in der Rue Jean Goujon. Schmerzen und Qualen der Kranken zu lindern, waren die Trägerinnen der besten Pariser Namen zusammengelassen und sollten unter den fürchterlichen Schmerzen des Flammentodes enden. Welch grausamer Wille des Schicksals! Die edlen Frauen, die in der Ausübung der schönsten Frauentugend, der Wohlthätigkeit, ihren Tod fanden wird die Nach- welt in ehrendem Gedächtnisse behalten.

Die Faulheit.

Betrachtungen eines Nichtstuhlers.

Der Müßiggang, — das ist ein Gebiet, auf dem ich mir schmeichle, fastlich ein Fachmann ersten Ranges zu sein. Der Herr, der mich in meinen Kinderjahren zum Trog der Wissenschaft

geführt hat — für den Preis von zehn Guineen vierteljährlich, die Weihnachtsgeminnung ein- begriffen — pflegte zu sagen, niemals hätte er einen Schüler gekannt, der so beschäftigt wie ich gewesen wäre, möglichst wenig Arbeit in möglichst viel Zeit zu verrichten. Und meine alte Groß- mutter machte während der Unterrichtsstunde im Katechismus einmal die Bemerkung, es dünke ihr sehr unwahrscheinlich, daß ich jemals Dinge hätte, die ich nicht thun würde, die ich thun sollte.

Es ist mir innig leid, die Prophezeiung der guten, alten Frau Nigen zu erfüllen. Ich habe trotz meiner Faulheit nicht wenig Dinge gethan, die ich nicht hätte thun sollen. Aber ich habe dafür ihren zweiten Anspruch mit peinlichster Genauigkeit befolgt und Vieles zu thun unter- lassen, was zu verrichten entschieden notwendig gewesen wäre. Die Faulheit, das darf ich be- haupten, war jederzeit meine starke Seite. O, ich rechne mir dies nicht zum Verdienst an. Wenige Menschen besitzen diese Gabe. Es gibt viele Leute, die träge sind, wie es viele Fiaker gibt, die nicht schnell fahren; aber ein guter wahrhafter Faulenzler ist eine seltene Erscheinung. Es ist dies kein Mensch, der nachlässig durch die Straßen schleudert, die Nase in die Luft gestreckt und die Hände in den Taschen ver- graben; im Gegenteil, was den Faulenzler charakterisiert, ist die Thatsache, daß er stets un- gemein beschäftigt ist.

Es ist ganz unmöglich, die Faulheit vollkommen zu genießen und ihrer von Herzen froh zu sein, wenn man nicht viel zu thun hat. Es ist keine Kunst, nichts zu thun, wenn man nichts zu thun hat. Die Zeit todtschlagen, ist in diesem Falle eine recht simple, manchmal sogar sehr ermüdende Beschäftigung.

Als ich jung war, es sind jetzt viele Jahre her, da hatte ich einmal einen greulichen Catarrh. Ich habe mich dabei durchaus nicht arg krank gefühlt, aber mein Zustand mußte trotzdem ernst sein, denn der Arzt sagte mir, ich hätte ihn eigentlich einen Monat früher rufen sollen und, wenn ich noch eine Woche gewartet hätte, würde er für die düsteren Folgen dieser Nachlässigkeit in keiner Weise eingestanden haben. Außer- ordentliche Begebenheit! Ich habe nie einen Arzt gekannt, der, zu einer Consultation gerufen nicht erklärt hätte, einen einzigen Tag Verzug noch, und der Kranke wäre verloren gewesen. Unser gelehrter Berater und Helfer, der Arzt, macht es wie der Feld in den Melodramen. Er erscheint auf der Bühne stets zur rechten Zeit, genau auf die Stunde, wenn er gebraucht wird. Er ist die Vorsehung, nicht mehr, nicht weniger.

Also, wie ich Ihnen bereits sagte, ich war sehr krank. Man verordnete mir eine Babecur, die einen Monat dauern sollte, und verbot mir auf das Allerentschiedenste, auch nur das Geringste während dieser Zeit zu thun, „Ruhe, absolute Ruhe!“

Vor meiner entzündeten Seele breitete sich eine ganze Flucht glücklicher Tage aus. „Das ist der Mann, der dich versteht, der genau weiß, was dir fehlt“, sagte ich zu mir. Das wird ein Fest werden: ein ganzer Monat Trägheit gewürzt durch ein bißchen Krankheit, gerade hin- reichend, um mir einen pikanten, sozusagen poetischen Anstrich zu geben. Ich werde spät aufstehen, eine Tasse Chokolade trinken und in Pantoffeln und Schlafrock frühstücken; dann werde ich in den Garten hinausgehen und mich in eine Hängematte legen, sentimentale Geschichten mit traurigem Ausgang lesen, und so werde ich ausgebreitet bleiben, meinen Gedanken nachhängend, den Blick in das tiefe Blau des Himmels ver- jendend, den fliegenden Wolken folgen, die wie Schiffe mit großen Segeln am Horizont schwimmen, den frohen Gesängen der Vögel und dem Lärmen der Blätter in den Bäumen lauschend. Oder, wenn ich zum Ausgehen zu schwach wäre, würde ich am Fenster meines freundlichen Zimmers in

einem Zehnstuhl sitzen, von Kissen gestützt, und ich würde leidend und interessant aussehen und alle jungen Mädchen würden im Vorübergehen feixen und flüstern: „Armer, junger Mann!“

Und zweimal am Tage würde ich mich im Rollstuhl an den Brunnen fahren lassen, um dort das mir verordnete Quantum Wasser zu trinken. O, dieses Wasser! Ich kannte es nicht und gerade dies hat mich verführt. Brunnen trinken. Das klang fein, und ich dachte gar nicht anders, als daß ich größte Vergnügen daraus haben würde. Abes nach drei, vier Proben . . . Puh! Wenn Sam Weller von solchen Heilquellen sagt, das Wasser habe „einen Nachgeschmack von heißem Bügeleisen“, so gibt dies nur eine schwache Vorstellung von dem schenlichen Geschmack so eines Brunnens. Wenn irgend etwas auf Erden süßig ist, uns für unsere Gesundheit zittern zu machen, so ist es die Vorstellung, daß ein Arzt uns verurtheilen könnte, tagtäglich bis zu unserer vollkommenen Genesung ein Glas Feinrichs- oder Rummigunden-Quelle zu trinken. Ich — o ihr Götter! — habe sechs Tage nacheinander dieses Zeug getrunken, so wie es aus der Erde heraus- kommt; aber dann sagte ich verzweifelt den Entschluß, ein gutes Glas Whisky hineinzu- thun. Und siehe da: ich befand mich ganz außerordentlich wohl hierbei. Ich habe selber von mehreren bedeutenden Ärzten gehört, daß der Alkohol die Wirkung der im Wasser enthaltenen Bestandtheile vollkommen aufgehoben haben müßte. Ich bin also doppelt froh, auf dieses ausgezeichnete Mittel verfallen zu sein.

Aber das war nur ein Minimum der Qualen, die ich in diesem denkwürdigen Monat, der ohne Frage der traurigste meines Lebens war, zu erdulden hatte. Den größten Theil dieser Zeit befolgte ich geradezu mit Pietät die Vorschriften des Arztes und ich that absolut nichts, als durch's Haus und Garten zu schlendern und mich zwei Stunden täglich in einem Rollwagen umher- fahren zu lassen. Die letzte Thätigkeit unter- brach allerdings die Monotonie bis zu einem gewissen Punkte. Es ist nicht ohne Reiz, in einem solchen Krankenwagen geschoben zu werden, besonders, wenn man diese Übung nicht gewohnt ist; es ist thatächlich bedeutend amüsant, als man dies auf den ersten Blick vermuten sollte. Eine Furcht vor drohenden Gefahren, die Derjenige, der dieser Art von Sport fernsteht, nicht begreifen kann, beherrscht beständig die Sinne des Kranken. Jeden Augenblick glaubt er, die Maschine würde umkippen, und besonders, wenn er einem Dach oder einer neubeschotterten Straße näher kommt, vermehrt sich seine Unruhe; er erwartet jeden Augenblick, allerlei Fahrzeugen auf sich los- stürzen zu sehen und wenn die eine Seite des Wägelchens sich hebt oder neigt, ist er sofort überzeugt, der Schlingel der ihn fährt und sein Schicksal in der Hand hat, sei entschlossen, die ganze Geschichte fallen zu lassen.

Nach einiger Zeit jedoch brachte selbst diese Zerstreuung keine Erregung mehr in mir hervor und die Langeweile wurde schlechterdings un- erträglich. Ich fühlte mein Gehirn schwach werden. Ach, es ist kein starkes Hirn, ich weiß es, und ich sagte mir deshalb, es wäre unklug, ihm zuviel zuzumuthen. Am zwanzigsten Tage also stand ich früh auf, nahm ein gutes Früh- stück ein und reiste nach Fairfield, einer hübschen kleinen Stadt voller Leben und Bewegung. Ich durchschritt ein entzückendes Thal, wo ich zwei hübschen Frauen begegnete — wenigstens waren sie damals hübsch —; die eine ging an mir vorüber und lächelte, wie ich glaube; die andere stand auf der Schwelle einer Thür und war gerade im Begriff, ein kleines Kind mit rothem Gesicht abzutupfen, (was dies sehr zu erbittern schien). Das ist jetzt viele Jahre her und es ist möglich, daß sie unterdessen zänisch geworden sind. Auf dem Rückweg sah ich einen alten Mann an der Straße sitzen, der Steine schlug, und das machte mir eine solche Lust, meine Arme ebenfalls in Thätigkeit zu setzen, daß ich

ihm ein Glas anbot, Weichen an seine gute Alter und er gab mir drei Boche machte ich mich nun leiste im Steinkloppel mehr, als jener während hatte. Er war übrigens

Einmal ausgerückt, mehr allerlei Zerstreu- Morgen eine große Zu- Abend zur Curmuffel. Tage langsam und ich des Monats nahte un- Stadt der Gichtkloppel London, der Stadt d- entführte. Als der B- leit bei Hendon vorb- aus dem Waggonfenst- die ungeheure Stal- Herz höher schlagen, i- trug, einige Augenbl- Pancreas verließ, klang- Brauendes Straßenve- die ich jemals gehört- diesem Monat der Faul- gehabt.

Ich liebe es, nicht- etwas zu thun habe, wenn dieses Nichtsthu- zu thun übrig blei- Natur: halbtäglich zu- es vor, am Ramin- Gläubiger zu denken- gehen und den Haus- alle „postwendend“ i- mir vorgenommen hab- liebe ich es, nach d- bei Tisch sitzen zu b- einem wichtigen Ge- stehen soll, so bleib- eine halbe Stunde l-

Wie wohl das th- zudehen und wieder- fünf Minuten!“ Gib- menschliches Weien, Herren der Pflicht- Es gibt Leute, für- absolute Unmöglichkeit- Uhr das Bett verlas- bis halb neun liegen- ändern und halb- wäre, so würden sie- aus den Federn erf- Staatsmann, von d- größter Pünktlichkei- zu spät. Sie weind- nun rechtzeitig auf- Beduht, — ein b- beginnt, wenn er si- die nicht das geri- weckt zu werden. C- zu klopfen und sie- nicht, an die Thür- Sie brummen witt- weiter den Schlaf- einen Freund gehab- so weit trieb, daß- Bad nahm. Ber- danach froh er n- wärmten.“

Was mich anbe- schon außer Bett- herauskürnte. Wa- Rothwendigkeit, m- zubringen, und d- ich Abends zuvor- nicht leichter. Na- verloren, sage ich- herte, ich werde i- mein fester Ent- undessen ist mein

en gestirnt, nach
aussehen und
Vorübergehen
unger Mann!
ich mich im
ren lassen, um
um Wasser zu
kannte es nicht
hrt. Brunnen
achte gar nicht
en daran haben
den . . . Puh!
eilquellen jagt,
nach von heißem
eine schwache
Geschmack so
was auf Erden
heit zittern zu
daß ein Arzt
bis zu unserer
Reinrichs- oder
Ich — o ihr
einander dieses
Erde heraus-
erzweifelt den
hineinzutun.
außerordentlich
von mehreren
er Alkohol die
Verstandtheile
ste. Ich bin
schiedene Mittel
n der Quaken,
nat, der ohne
dens war, zu
il dieser Zeit
die Vorschriften
s, als durch-
und mich zwei
dungen umher-
ängigkeit unter-
bis zu einem
hne Reiz, in
den zu werden,
nicht gewohnt
mühsamer, als
unten sollte.
die Verjüngung,
icht begreifen
des Jünglings.
die Maschine
enn er einem
Strafe näher
er erwartet
auf sich los-
Seite des
ist er sofort
hrt und sein
schließen, die
selbst diese
mir hervor
terdings m-
in schwach
en, ich weiß
wäre unklug,
gigten Tage
gutes Fröh-
ner hübschen
egung. Ich
wo ich zwei
stens waren
ing an mir
die andere
r und war
mit rothem
zu erbittern
und es ist
geworden
einen alten
keine schling,
Luft, meine
sch, daß ich

ihm ein Glas anbot, wenn er mich für ein
Weilchen an seine Stelle ließe. Es war ein
guter Alter und er gab meiner Bitte nach. Mit
einer seit drei Wochen aufgespeicherten Kraft
machte ich mich nun an die Arbeit, und ich
leistete im Steinkloppen in einer halben Stunde
mehr, als jener während des ganzen Tages geschafft
hatte. Er war übrigens auf mich nicht eifersüchtig.
Einmal aufgerüttelt, gab ich mich mehr und
mehr allerlei Zerstreuungen hin, machte jeden
Morgen eine große Fußwanderung und ging jeden
Abend zur Curnusit. Trotzdem vergingen die
Tage langsam und ich war entzückt, als der Letzte
des Monats nahte und der Zug mich aus dieser
Stadt der Sibirischen und Rheinischen nach
London, der Stadt des Lebens und der Arbeit,
entführte. Als der Zug mit voller Geschwindig-
keit bei Hendon vorbeikam, streckte ich den Kopf
aus dem Waggonfenster. Der leuchtende Himmel,
der die ungeheure Stadt überspannte, machte mein
Herz höher schlagen, und als das Cab, das mich
trug, einige Augenblicke später den Bahnhof St.
Pancras verließ, klang mir das alte wohlbekannte
Brauend des Straßenverkehrs wie die süßeste Musik,
die ich jemals gehört hatte. Nein, ich habe von
diesem Monat der Faulheit wahrlich kein Vergnügen
gehabt.
Ich liebe es, nichts zu thun, wenn ich irgend
etwas zu thun habe, nicht aber, nichts zu thun,
wenn dieses Nichtsthun das Einzige ist, das mir
zu thun übrig bleibt. So ist einmal meine
Natur: halsstarrig wie ein Maifessel. Ich ziehe
es vor, am Kamin zu sitzen und an meine
Gläubiger zu denken, statt in mein Bureau zu
gehen und den Haufen Briefe zu sichten, die ich
alle „postwendend“ beantworten soll. Wenn ich
mir vorgenommen habe, Abends fleißig zu arbeiten,
liebe ich es, nach dem Diner noch recht lange
bei Tisch sitzen zu bleiben. Und wenn ich aus
einem wichtigen Grunde Morgens zeitig auf-
stehen soll, so bleibe ich für mein Leben gern
eine halbe Stunde länger als sonst im Bett.
Wie wohl das thut, sich auf dem Kissen um-
zudrehen und wieder einzuschlafen: „Mir noch
fünf Minuten!“ Gibt es, frage ich Euch, ein
menschliches Wesen, abgesehen natürlich von den
Herren der Pflichtkreise, das gern aufstünde?
Es gibt Leute, für die rechtzeitig aufstehen eine
absolute Unmöglichkeit ist. Wenn sie um acht
Uhr das Bett verlassen sollen, bleiben sie sicher
bis halb neun liegen. Wenn die Umstände sich
ändern und halb neun die festgesetzte Stunde
wäre, so würden sie sich natürlich um neun Uhr
aus dem Federbett erheben. Sie sind wie jener
Staatsmann, von dem man sagte, er komme mit
größter Pünktlichkeit immer eine halbe Stunde
zu spät. Sie wenden vielleicht alle Mittel an,
um rechtzeitig aufzustehen. Sie kaufen eine
Beduhr, — ein böser Apparat, der zu läuten
beginnt, wenn er still sein soll, und Leute weckt,
die nicht das geringste Bedürfnis haben, ge-
weckt zu werden. Sie bitten Jane, an die Thür
zu klopfen und sie zu rufen. Jane versteht auch
nicht, an die Thür zu klopfen und sie zu rufen.
Sie brummen wüthend: „Gut!“ und schlafen
weiter den Schlaf des Gerechten. Ich habe
einen Freund gehabt, der die Selbstverleugung
so weit trieb, daß er aufstand und ein kaltes
Bad nahm. Verlorene Liebesmühe! Sofort
danach kroch er wieder ins Bett, um sich zu
wärmen.
Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß ich
schon außer Bett bliebe, wenn ich eben nur
herauskönnte. Was ich hart finde, das ist die
Nothwendigkeit, meinen Kopf vom Kissen weg-
zubringen, und die mannhaftesten Vorätze, die
ich Abends zuvor fasse, machen mir diese Sache
nicht leichter. Nachdem ich meinen ganzen Abend
verloren, sage ich mir: „Genug Arbeit für
heute, ich werde morgen früh aufstehen, das ist
mein fester Entschluß!“ . . . Am Morgen
indefien ist mein Entschluß stets erheblich

zusammengeschrumpft und ich denke, es war doch
ein Unfug von mir, daß ich am Abend vorher
so spät schlafen gegangen. Und dann das lang-
weilige Geschäft des Sichantleidens, und je mehr
man an die Qualen dieser Thätigkeit denkt, um
so mehr möchte man den fatalen Augenblick
hinausschieben.
Seltsames Ding, unser Bett, dieses Seitenstück
zu einer anderen Ruhestätte, wo wir unsere
müden Knochen bereinst für immer ausstrecken
werden, um der süßesten Ruhe zu pflegen. „O
Bett, köstliches Bett, du Paradies der Erde für
das müde Haupt!“ wie der arme Hood sang, du
bist eine gute, alte Amme für uns launische
Kinder. Gelehrte und Dumme, Gute und Böse,
uns Alle nimmst du in deinen mütterlichen
Schloß und trödest unsere Thränen. Der
Schlummer, den du uns schenkst, lindert unsere
Beschwerden.
Und unsere Pein ist gar groß, wenn Du uns
verlässest und uns Deine Tröstungen verweigert.
Wie spät der Tag aufbricht, wenn wir nicht
schlafen können! O, diese furchtbaren Nächte
wo wir uns in Fiebern und Schmerzen wälzen,
wo wir wie Lebende unter den Todten sind, in
diesen schwarzen, schwarzen Stunden, die nicht
enden wollen und deren Last uns erdrückt. O,
diese noch furchtbareren Nächte, die wir am Kopf-
fissen eines Freundes, eines geliebten Weibes
verbringen; wenn uns ein halbverlorenes Holz-
schiff, das im Kamin, wo ein Feuer ohne
Flamme brennt, auseinanderbröckelt, unsere Herzen
erzittern macht, wo das Tiktat der Uhr uns wie
der Lärm eines Hammers vorkommt, dessen
Schläge den Lebensreiß des geliebten Weibes
zertrümmern, bei dem wir uns angstvoll aufrecht
halten.
Aber genug von den Betten! Ich habe mich
zu lange dabei aufgehalten, zu lange selbst für
einen Faulenzger. Stehen wir also auf und
rauchen wir eine Pfeife, das vertreibt die Zeit
ebenso gut und ist hygienischer. Für uns Müßig-
gänger ist der Tabak eine köstliche Erfindung.
Wie in aller Welt haben wohl die Beamten
des Ministeriums ihren Geist beschäftigten können,
bevor dieses wunderbare Kraut nach Europa
kam, so frage ich mich. Den streiflichtigen
Charakter der jungen Leute des Mittelalters
schreibe ich allein dem Umstand zu, daß es noch
keinen Tabak gegeben hat. Wena zufällig kein
Krieg im Gange war, brachen sie einen Streit
vom Haum und rauchten mit ihren Nachbarn und
wenn sie bei alledem ein paar Augenblicke Zeit
übrig hatten, besaßen sie sich mit Diskussionen
über die Schönheit ihrer beiderseitigen Damen,
wobei die Argumente auf der einen Seite wie
auf der andern die Streitart, die Lanze oder
der Kolben waren. Geschwatzfragen wurden zu
jener Zeit äußerst eindringlich erörtert. Wenn
ein junger Mann des zwölften Jahrhunderts
sich verliebte, so wich er nicht drei Schritte
zurück, um seine Augen in die Augen der Ge-
liebten zu senken und ihr zu sagen, daß sie die
Schönste aller Schönen sei.
In unseren Tagen zünden wir eine Pfeife an
und lassen die Damen die Fragen unter sich
entscheiden.
Und sie ziehen sich gut aus der Affaire. Sie
bereiten sich überhaupt darauf vor, alle unsere
Geschäfte zu verrichten. Sie sind Ärzte, Ad-
vokaten, Künstler. Sie leiten die Theater, unter-
nehmen Finanzgeschäfte, um Diebstehlen, die nicht
alle werden, einzufangen, und redigieren die
Zeitungen. Ich sehe die Zeit kommen, wo die
Männer, die nichts Anderes mehr zu thun haben,
bis Mittag im Bett liegen, zwei Romane täglich
lesen, und einander die Fälle brechen werden,
bloß um die Schönheit eines besonderen Hosen-
schnitts zu beweisen oder die Streitfrage zu
lösen, ob der neue Ueberzieher des Mr. Jones
diesem gut oder schlecht zu Gesicht stehe. Ach,
das ist eine glänzende Perspektive, — für die
Faulenzger.

Morgenlied.
Der Morgen graut, es weicht die Nacht,
Der Traum erbleicht, der Tag erwacht,
Der Himmel lacht in Purpurpracht,
Die Sonne ist erschienen.
Da tönt die Fäler rings entlang
Der Vögel froher Waldgesang,
Sie rufen all' mit einem Klang:
Die Sonne ist erschienen.
O Herz, mein Herz, wach aus der Nacht,
O hör' den kleinen Vögeln zu
Und jubelnd sing' mit Herz auch du:
Die Sonne ist erschienen.
Buntes.
* Die deutschen Jesuiten und die
Wissenschaft. Die aus Deutschland vertriebenen
Väter der Gesellschaft Jesu unterhalten in
Bombay (Indien) eine große Lehranstalt, welche
in zwei Abtheilungen die Fächer des Gymnasiums
und der Universität behandelt. Die Gymnasial-
Abtheilung (St. Xavier's High school) be-
suchen 1284 Schüler (981 Christen, 148 Parzen,
94 Hindus, 42 Muhammedaner und 4 Juden.)
An der Universität (St. Xavier's College)
hören 262 Studenten, unter denen die Nicht-
christen die weitaus überwiegende Mehrzahl
bilden (147 Parzen, 77 Hindus, 12 Muhamme-
daner und 5 Juden und nur 31 Christen.)
Wie das Jahrbuch der Universitäten der Welt
„Minerva“ Jahrg. 1897 mittheilt, wirken im
College die Pater Stein als Rector, F. Dred-
mann für Physik, H. Bochum (Philosophie und
neuerer Geschichte), S. Boswin (englische Sprache),
F. Degen (Mathematik), J. George (höhere
Mathematik), A. Heggin (Hindisch), J. Kemp
(Chemie), E. Chapter (Englisch), E. Mierei
(lateinische Sprache und Römische Recht),
B. Wallrath (alte Geschichte und Staatswissen-
schaft), mit Ausnahme des Vertreters für Englisch
lauter deutsche Jesuiten. Ihnen stehen für
Sanskrit, Persisch und andere Fächer eine Reihe
anderer Professoren zur Seite. Beide Anstalten
erfreuen sich der größten Sympathie seitens der
englischen Regierung. Nach den katholischen
Missionen, welche ein schönes Bild einiger Lehrer
und Schüler bringen, hat sich am 16. Januar
1896 der staatliche Oberschulinspector Dr. Kirham
über die Gymnasialklassen folgendermaßen ge-
äußert: „Die St. Xavier's High school ist
die größte englisch lehrende Schule des Central-
bezirks und steht nach wie vor an der Spitze
der Liste auch in Bezug auf ihre Leistungen.
Die Anstalt hatte einen ungewöhnlich glänzenden
Erfolg bei den letzten Matriculationsprüfungen,
indem sie von 40 Candidaten 33 durchbrachte.
Bei meiner Inspection fiel mir noch mehr wie
sonst der echt wissenschaftliche Charakter der
Lehrweise und der ausgezeichnete Ton auf, der
in dieser großen Schulanstalt herrscht. Alles ist
bis in's Einzelne sorgfältig durchgearbeitet und
die Antworten der Schüler sowohl in den schrift-
lichen wie mündlichen Arbeiten zeigen, daß nicht
bloß auf das Einstudiren des Lehrstoffes, sondern
auch auf die Schulung des Geistes Bedacht ge-
nommen wird. Kurz die Schule ist wie immer
in einem höchst befriedigenden Stande und ich
trat ohne Schwierigkeit für den vollen „Grant“
(Regierungsunterstützung) ein, da jede Kopie
wohl verdient war.“ Wir gönnen den Völkern
Indiens von Herzen diese blühenden Lehranstalten.
Das aber darf man wohl hinzufügen: „Dass
es nothwendig, daß englischer Einfluß und
englische Cultur durch deutsche Jesuiten gefördert
werden müssen?“ Das mögen sich alle Leute
beantworten, welche das Jesuitengesetz angenommen
resp. bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten
haben, wodurch deutsche Gelehrte gezwungen
wurden, in's Ausland zu gehen. Wann wird
dieses blinde Wüthen gegen die eigenen nationalen
Interessen endlich sein Ende finden?
* Ein conservirtes Kinderherz.
Unter den seltsamen Dingen, die kürzlich bei
einer Auktion im Hotel Druot in Paris zum
Verkauf kamen, befand sich auch ein in Spiritus

aufbewahrt. Kinderherz. Trotz der 97 Jahre, die dieses Organ schon in dem Glasgefäße stat, war jeder Theil desselben, rechter und linker Vorhof, beide Herzkammern und ein Theil des Aortenbogens noch vollständig gut erhalten. Im Catalog fand sich das betr. Object als das Herz Ludwigs XVII., Herzogs der Normandie, bezeichnet, und die beiliegenden Documente ließen erkennen, daß es jedenfalls das Herz des Sohnes des unglücklichen Ludwigs XVI. war. So wird berichtet, wäre das aber der Fall, daß dies das Herz des unglücklichen Königssohnes wäre, so hätte man damit das ungelöste Räthsel, ob das Kind, das bei Schuster Simon starb, wirklich Ludwig XVII. war, seiner Lösung näher gerückt.

Gemeinnütziges.

* **Weißer Strohhüte**, die unsauber geworden sind, namentlich solche, die einen steifen Rand haben, kann man, nachdem die Garnitur herunter genommen ist, selbst sehr schön reinigen. Zu dem Saft einer Citrone rühre man soviel gestoßenen Schwefel, daß ein dicklicher Brei entsteht. Mit diesem bestriche man betreffenden Hut solange tüchtig ab, bis er sauber ist, dann spüle man ihn mit reinem Wasser nach, lege ihn an einem mäßig warmen, aber nicht sonnigen Ort, derart, daß er durch Gewichte, mit denen der Rand, soweit es nötig ist, beschwert wird, die frühere Form behält, und lasse ihn langsam trocknen.

* **Blau blühende Hortensien**. Ein erprobtes Mittel, die rüthliche Blüthen der so beliebten Hortensien bläulich gefärbt erscheinen zu lassen, ist folgendes Verfahren: Man weicht Blauholz, welches in jeder Drogerie erhältlich, einige Tage im Wasser, bis letzteres den Farbstoff aufgenommen. Sodann gießt man die Blumen 3 bis 4 Tage mit diesem Farbwasser, welche Prozedur man in 14 Tagen wiederholt. Man darf selbstverständlich nicht sofort einen Erfolg seiner geringen Mühe erwarten; doch im nächsten Sommer werden zum allgemeinen Erstaunen die

vollen Blüthenbalden in schönem Blau erscheinen welche wundervolle Veränderung einige Jahre anhält. Ein neues Begießen mit Farbwasser wird wieder die bezeichnete Wirkung hervorbringen.

* **Kautschukfitt für Glas**. Man löse 9 Gramm Kautschuk in 60 Gramm Chloroform, setze zur Lösung 40 Gramm Mastix hinzu und lasse das Ganze, ohne Anwendung von Wärme etwa 8 Tage stehen. Der Kitt wird mittels eines Pinsels auf die Flächen aufgetragen und ist durchsichtig. Wird mehr Elasticität erfordert, so muß man mehr Kautschuk nehmen.

* **Glasfitt**. Man nehme nicht zu alten Schaffel, reibe ihn sehr fein, thue etwas ungelöschten Kalk und Eiweiß dazu und menge es recht gut untereinander. Das ist der beste Glasfitt. Da er sich nicht lange hält, so bereite man sich davon nur so viel, als man auf einmal braucht.

* **Flaschenlack** wird nach Rippenberger bereitet durch Zusammenschmelzen von 1 T. weißem Wachs, 2 T. Fichtenharz, 2 T. gelbem Wachs, 1 T. Terpentin; oder aus 5 T. Fichtenharz, 1 T. gelbem Wachs, 1 T. Terpentin und Verzeihen mit Glimmerblättchen. Der Lack kann auch mit einem Gemisch im Verhältnisse von 1 : 6 mit rotem Ocker, 1 : 12 mit gebranntem Eisenstein, 1 : 3 aus Berlinerblau hergestellt werden.

Für's Haus.

* **Französische Suppe**. Gelbe Rüben, Petersilienwurzel, Sellerie, Porree und Pastinaken werden in feine Streifen geschnitten, sauber gewaschen und in kleine Röschen getheilt und das Ganze zusammen in guter Fleischbrühe weich gekocht. Unterdessen kocht man 140 Gramm Reis mit Fleischsuppe weich, doch muß der Reis ganz bleiben. Beim Anrichten wird die Kräuterbrühe mit dem Reis vermischt und das Ganze entsprechend mit Fleischbrühe verdünnt.

* **Mai Salat**. Einen harten Eidotter vermischt man mit Del, Essig, einer Prise Salz und Pfeffer, sowie 1—2 Theelöffelchen „Maggi“, und macht mit dieser Salatsauce diverse Salate: als Radishes, Hopfenkeimchen, blanchierte junge Carotten, Maigrünchen und kleine Zwiebelchen, jede Art für sich, an, ordnet in die Mitte der Salatschüssel angemachte Kopfsalatblätterchen, theilt die Schüssel mit Spargel-Stangen, oder Krebs-schweischen in so viele Felder, als man Salate hat, giebt diese in schöner Abwechslung hübsch gehäuft darein und übergießt sie schließlich alle noch etwas mit der Sauce.

Weiteres.

* **Schön gesagt**. Gen darm (zu einem Borgeladenen): „Sie können jetzt nicht hinein, der Herr Untersuchungsrichter will gerade einen Diebstahl vornehmen!“ — „Ah, da will ich ihn nicht stören!“

* **Arge Berührung**. Frau Professorin (zu ihrem Mann, welcher baden geht): „... Und vergiß nicht, Dich nachher wieder auszuwaschen, Christian!“

* **Unser Dienstmädchen**. „Weiß deine Gnädige, daß Du Dir einen Schatz angeschafft hast?“ — „Ja, glaube kaum, beglückwünsche ich sie mich wenigstens noch nicht?“

* **Nicht trübselig**. (Der Angestellte, ein Ergommer will sich bei der Verhandlung setzen.) Richter: „Angestellter, während der Verhandlung haben Sie stehen zu bleiben! Sie können nachher lange genug sitzen!“

* **Schickst unvorsichtiger**. Er (nach dem Theater): „Nun wie hat Dir das neue Stück gefallen?“ — Sie: „Ganz nett. Etwas ist aber unwahrscheinlich: Der zweite Akt soll drei Jahre nach dem ersten spielen und man hat immer noch das gleiche Dienstmädchen!“

* **Gut qualifiziert**. — Unteroffizier: „Sie sind ja schon einmal wegen Diebstahls bestraft worden.“ — „Nein!“ — „Dann?“ — Unteroffizier: „Na, da hoffe ich, daß Sie wenigstens die „Griffe“ richtig machen werden!“

* **Wahre Liebe**. — „Glaubst Du wirklich, daß sie Dich liebt?“ — „Gewiß, denn als ich ihr sagte, daß ich kein Geld hätte, sagte sie: Können Sie nicht welches pumpen?“

* **Dramatisches Pech**. „Wie kommt es denn nur, daß ihre Stücke nie aufgeführt werden?“ — „Ja, wissen Sie, ich schreibe nur Einakter und der Herr Direktor braucht mir immer einen Akt!“

Räthsel und Spiele

(Nachdruck verboten.)

Hannover
Braun
Garonne
Saar
Mosel
Agram
Lauß
Mähr
Lissabon
Kugeln
Sofolen

1. Geographisches Verschiebräthsel.

Nebeneinander stehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Bades ortes ergibt.

2. Ägyptische Hieroglyphen.



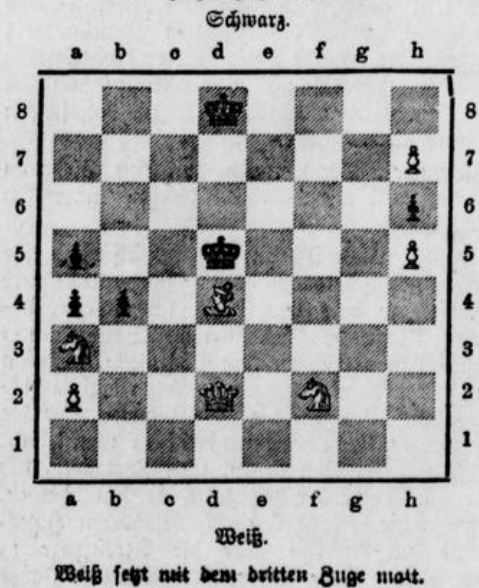
3. Charade.

Dem Ersten traue nicht zu viel,
Schon Mancher wurde arg betrogen:
Er wolle es erlangen in dem Spiel;
Dann ist er mit leeren Tassen gezogen.

Drückt dich die Hitze allzufehr,
Wißt frische Luft du haben,
Dem Zweiten dann den Rücken lehr,
Des Waldes Grün wird besser dich laben.

Wißt du die Weiden nun verbinden:
Nach Schleswig führ ich dich sofort;
Ich glaube, Freund, leicht wirst du finden
Das Ganze als einen Hasenort.

4. Schach-Aufgabe.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge matt.

5. Rätselräthsel.

Patriot, Bilderrahmen, Gaugerüst, Kulmbach,
Mondstern, Schornsteinfeger, Marienbad,
Verwunderung, Schwiegermutter, Citadelle,
Mummenschanz.

In jedem der obigen Wörter ist ein anderes eingekapselt. z. B. „Gest“ in „Mummenschanz“. Sind die eingekapselten Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort.

Auflösungen aus Nr. 20 ds. Bl.

1. Citatenräthsel.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

2. Bilderräthsel.

Arbeit löst das Feuer im Herzen aus.

3. Logogriff.

Thron, Thron.

4. Königspromenade.

Zweierlei laß dir gesagt sein,
Wißt du stets in Weisheit wandeln
Und von Thorheit nie geplagt sein:
Daß das Glück nie deine Herrin,
Nie das Unglück deine Magd sein.

Bodenstedt.

5. Wechselräthsel.

Brandenburg; Wein, Bern — Neben, Regen —
Ansel, Ansel — Nadel, Nagel — Dante, Danke —
edel, Edel — neun, nein — Wesen, Beien — Alm,
Ull — Naab, Naab — Grab, grau.